

Die drei ???

und die künstliche Intelligenz



Die drei

???

Die drei ???

und die künstliche Intelligenz

erzählt von Kilian Scharow

Umschlagillustration und -gestaltung: Claus Pedall, Bad Berneck
auf der Grundlage der Gestaltung von Aiga Rasch
(9. Juli 1941 - 24. Dezember 2009)

© 2023, Stefan Ficht, Nürnberg (2. korrigierte Auflage 2024)
Alle Rechte vorbehalten

Based on characters by Robert Arthur

Redaktion: Stefan Ficht

Lektorat: Christian Schwabe

Produktion, Layout und Satz: Stefan Ficht, Nürnberg

E-Mail: kilian.scharow@mail.de

Die drei ???

und die künstliche Intelligenz

Peter und die künstliche Intelligenz	7
Hinter Schloss und Riegel	18
Überredungskunst gefragt	27
Die drei ??? fliegen auf	32
Sicherheitsvorkehrungen	44
Andy stellt sich vor	55
Zwölf Riesen	61
Die geheimnisvolle Fremde	68
Emilias Ermittlungen	78
Hoch gepokert	85
Madame lässt bitten	96
Ein hinterhältiges Angebot	104
Die Krake macht Druck	115
Das reuige Geständnis	122
Treffpunkt Staumauer	130
Eine einzigartige Fälschung	137
Epilog	145

Peter und die künstliche Intelligenz

Der Erste Detektiv Justus Jonas half wie so oft im Gebrauchtwarencenter seines Onkel Titus mit. Er hatte von seiner Tante Mathilda, der unumstrittenen Chefin am Schrottplatz, den Auftrag erhalten ein paar alte, total verrußte Petroleumlampen wieder auf Hochglanz zu bringen. Er hatte den Sinn dieser Aktion zunächst in Zweifel gezogen, doch seine Tante hatte ihm versichert, dass auch im Zeitalter von LED-Beleuchtung solche Lampen noch sehr gefragt wären.

»Viele Leute hängen noch den alten Dingen nach und den alten Zeiten«, hatte sie gesagt.

Als sein Freund und Kollege Peter Shaw, der Zweite Detektiv, in seinem roten MG am Schrottplatz eintraf, blickte Justus auf.

»Kann ich eine kurze Pause machen, Tante Mathilda?«, fragte er vorsichtig an. »Peter ist da.«

»Na von mir aus«, meinte Tante Mathilda. »Aber heckt bloß nicht wieder irgendwelchen Unsinn aus!«

»Du meinst wohl einen neuen Fall für die Drei Detektive«, entgegnete Justus selbstbewusst. Dann schüttelte er den Kopf und zog seine Arbeitshandschuhe aus. »Von wegen Unsinn! Hallo Peter.«

»Hallo Erster. Dicke Luft?«, vermutete Peter. »Dann gehe ich lieber wieder. Mein Bedarf daran ist für heute gedeckt.«

»Wieso?«, stutzte Justus. »Was ist denn los? Oder warte, erzähl es mir in der Zentrale!«

Die beiden Jungs quetschten sich nacheinander durch die Tür eines alten Kühlschranks, das so genannte Kalte Tor, einem gut getarnten Zugang zu dem Wohnwagen, der am Schrottplatz zwischen allerlei Gerümpel gut versteckt lag. Er bildete die Zentrale des kleinen Detektivunternehmens, das die beiden zusammen mit ihrem Freund und Kollegen Bob Andrews betrieben.

»Du bist ja völlig durch den Wind«, meinte Justus in der Zentrale angekommen. »Gab es Ärger in der Schule?«

»Das kann man wohl sagen«, stöhnte der Zweite Detektiv, dessen Verhältnis zur Schule von jeher nicht das Innigste gewesen war. »Ich hatte eine Unterredung mit Mrs Roberts, über eine halbe Stunde.«

»Deine Englischlehrerin? Was wollte sie denn?«, fragte Justus neugierig.

»Es ging um die letzte Hausarbeit«, begann Peter. »Ich brauchte eine halbwegs gute Note, sonst wäre ich glatt durchgerasselt.«

»Oje«, fürchtete Justus das Schlimmste. »Und die hast du nicht bekommen?«

»Doch hab ich«, entgegnete Peter. »Ich bin safe. Also in Englisch, bleibt nur noch Physik.«

»Na, dann ist doch alles in Ordnung«, rief Justus, runzelte aber sogleich die Stirn, weil er merkte, dass das noch nicht alles

gewesen war. »Oder nicht?« Er suchte Peters Blick, der wich aber aus. »Also nicht. Erzähl schon!«

»Da gibt es eigentlich nicht viel zu erzählen. Du weißt doch noch, als Bob uns diese App vorgeführt hat, die selbstständig Texte verfassen kann«, erinnerte Peter den Ersten Detektiv an ein Gespräch etwa zwei Wochen vorher.

»Du meinst die Generierung von Texten durch eine so genannte künstliche Intelligenz?«, präzisierte Justus. »Was ist damit?« Peter blickte betreten zu Boden. »Du hast doch nicht etwa...? Hat deine Hausarbeit etwa die künstliche Intelligenz verfasst?«

»Nun ja, es ging um eine Zusammenfassung von Moby Dick«, versuchte Peter sich herauszureden. »Weißt du wieviele Seiten das Buch hat?«

»Fast tausend«, wusste Justus. »Die du aber nicht lesen wolltest, und da dachtest du dir, das wird schon keiner merken. Du bist ein Schaf, weißt du das? Hast du Mrs Roberts wirklich für so dämlich gehalten?«

»Darüber habe ich ehrlich gesagt nicht nachgedacht«, meinte Peter betreten.

»Sie hat es also gemerkt, und?«, bohrte Justus weiter.

»Sie hat mich zu einem Gespräch geladen«, sagte Peter kleinlaut. »Sie hat mir auf den Kopf zugesagt, dass nicht ich diese Hausarbeit geschrieben habe. Dann habe ich es zugegeben.«

»Besser als sich lange herum zu winden«, meinte Justus.

»Sie sagte, im Grunde sei es gar keine so schlechte Idee gewesen, aber natürlich in meinem Fall nicht erlaubt. Weil aber

das Ergebnis gar nicht schlecht war, zwar keine Spitzenleistung, jedoch ganz ordentlich, hat sie mir die erforderliche Note gegeben. Ich musste aber versprechen, dass ich in Zukunft die künstliche Intelligenz allenfalls noch zur Inspiration einsetzen werde.«

»Dann stehen die Lehrkräfte der KI also gar nicht so kritisch gegenüber?«, fragte Justus.

»KI?«, stutzte Peter. »Ach so, künstliche Intelligenz. Mrs Roberts sieht es offenbar nicht so eng. Ich glaube, sie denkt da positiv. Immerhin habe ich mich überhaupt mit dem Thema auseinandergesetzt, indem ich die KI darüber schreiben ließ. Sie meint, man könne das Ganze bestimmt auch gezielt im Unterricht einsetzen. Von den anderen Lehrern weiß ich es nicht genau. Mrs Roberts will das Thema aber bei der nächsten Lehrerkonferenz besprechen lassen. Da können wir gespannt sein.«

»Worauf gespannt sein? Hallo Leute«, rief Bob Andrews, verantwortlich für Recherchen und Archiv, der gerade ebenfalls durchs Kalte Tor die Zentrale betreten und nur den letzten Satz aufgeschnappt hatte.

»Hallo Bob!«, rief Justus. »Wir dürfen gespannt sein, wie das Thema KI auf der nächsten Lehrerkonferenz bewertet werden wird.«

»KI?«, runzelte Bob die Stirn. »Hat etwa irgendein Vollidiot seine Hausarbeit eine KI schreiben lassen?« Bob lachte, doch dann sah er Peters ernste Miene.

»Der Vollidiot steht neben dir«, meinte der und blickte ins Leere. Bob versuchte, sich weiteres Lachen zu verkneifen, was ihm jedoch nicht vollständig gelang.

»Hat dir denn niemand gesagt, dass man zur effektiven Anwendung der künstlichen auch eine Spur echte Intelligenz braucht?«, prustete er. »Sorry, aber der musste sein.« Auch Justus musste schmunzeln.

»Haha«, meinte Peter in leicht beleidigtem Ton. »Immerhin habe ich die Note, die ich gebraucht hatte, alles andere ist doch schnurz.«

»Stimmt, im Grunde kann es dir egal sein«, pflichtete Justus ihm bei. »Gleichzeitig empfinde ich als beruhigend, wenn eine erfahrene Englischlehrerin mit geübtem Blick einen solchen Betrug auch sofort bemerkt. Leider traue ich das längst nicht allen Lehrkräften zu.«

»Ich werde jedenfalls künftig die Finger davon lassen«, konstatierte Peter.

»Ich schätze, das Thema KI wird uns alle noch mehr beschäftigen, als uns lieb sein dürfte«, unkte Bob.

»Da wirst du wohl recht haben, Dritter«, stimmte Justus zu. »Und zwar in nahezu allen Bereichen unseres täglichen Lebens. Wenn die rasante Entwicklung so weiter geht, dann...« Er wurde jäh unterbrochen von einem lauten Rufen, das über den Schrottplatz hallte.

»Justuuus! Bob, Peter!«, rief Tante Mathilda aus voller Kehle.

»Ach nein, ist die Pause schon zu Ende?«, fürchtete Justus und eilte durch das kalte Tor hinaus auf den Platz. Doch seine

Befürchtung war unbegründet. Tante Mathilda kam um die Ecke mit einem Briefumschlag in der Hand.

»Hier ist Post für euch gekommen«, sagte sie und wedelte mit dem Brief. »An die Drei Detektive, heißt es hier, mit unserer Adresse. Damit könnt ja wohl nur ihr gemeint sein. Aber wieso bitte bekommt ihr Post aus dem Gefängnis?«

»Wie bitte?«, stutzte Justus. »Aus dem Gefängnis?«

»Ja, San Quentin Staatsgefängnis steht hier«, sagte Tante Mathilda. Justus nahm ihr den Brief aus der Hand und betrachtete ihn näher.

»Tatsächlich«, wunderte Justus sich. »Höchst sonderbar. Das muss ich gleich Bob und Peter zeigen! Du entschuldigst mich bitte, Tante?« Er ließ Tante Mathilda stehen und eilte zurück in die Zentrale.

»Du denkst aber auch bitte noch an die Lampen, ja?«, rief sie ihm hinterher. Doch Justus war zu aufgeregt, um jetzt an Petroleumlampen zu denken.

»Wir haben Post!«, rief er und zeigte seinen Kollegen den Umschlag.

»San Quentin Staatsgefängnis«, las Bob.

»Na mach schon auf«, drängte Peter. Justus trennte mit seinem Taschenmesser sorgfältig den Umschlag auf und fand darin drei Formulare sowie einen kurzen Brief. Er sah sich zunächst die Formulare an. Es waren drei mit den Namen der drei ??? ausgefüllte Anträge zum Besuch eines Gefangenen namens *Ignace Chander Jaccard*.

Als er den Namen las, hellte sich die Miene des Ersten Detektivs sichtbar auf und er faltete rasch den Brief auf. Seine beiden Kollegen platzten indessen vor Neugier.

»Nun sag schon«, drängte Bob. »Was steht denn drin?«

»Ja!«, rief auch Peter. »Immer spannst du uns auf die Folter!«

»Der Brief ist ganz ohne Zweifel die Aufforderung eines guten alten Bekannten, ihn doch in seinem derzeitigen Domizil aufzusuchen, da es ihm umgekehrt aus triftigem Grunde nicht möglich ist«, erklärte Justus beinahe feierlich. »Ich lese einfach vor, dann werdet ihr gleich wissen, um wen es sich handelt.« Bob und Peter nickten gespannt.

»Mein hochverehrter Freund Justus Jonas und die Herren Detektive«, begann Justus zu lesen. »Verzeiht bitte diese unkonventionelle Art der Kontaktaufnahme, aber mein Leben verläuft derzeit nicht gerade nach meinen Wünschen. Deshalb kann ich mich auch nicht selbst kümmern um eine Sache, die keinen Aufschub duldet. Ich möchte daher in bescheidener Weise auf diesem Wege um eine Audienz bitten hier in den heiligen Hallen der Justiz eures hochgepriesenen Staates. Die erforderlichen Anträge müssen mindestens drei Tage vorher der Anstaltsleitung vorliegen. Mit vorzüglicher Hochachtung, Victor Hugenay. PS: Ich weiß, dass wir nicht immer Freunde waren, doch ihr seid die einzigen, die mir hierbei helfen können.«

»Was sagt man dazu?«, staunte Peter.

»Ein Brief von Monsieur Hugenay«, wunderte sich auch Bob.

»Der Meisterdieb, der in San Quentin seine gerechte Strafe absitzt«, sagte Justus andächtig.

»Und er will uns treffen. Was er wohl will von uns?«, fragte Bob. Doch Justus zuckte mit den Achseln.

»Das lässt er leider nicht genau durchblicken«, meinte er. »Er schreibt nur, dass es keinen Aufschub duldet. Wir sollten also keine Zeit verlieren, wenn wir der Sache auf den Grund gehen wollen.«

»Gut«, meinte Bob. »Aber wie kommen wir nach San Quentin? Mit dem Auto ist es ganz schön weit. Das ist kurz hinter San Francisco.«

»Ja, über vierhundert Meilen«, wusste Justus. »Da müssten wir übernachten. Ein bisschen Geld haben wir noch in der Kasse.«

»Moment mal«, schaltete sich Peter ein. »Ihr wollt allen Ernstes unsere Kasse plündern, um einen Berufsverbrecher im Knast zu besuchen?«

»Monsieur Hugenay ist doch nicht irgendein gewöhnlicher Berufsverbrecher«, fand Justus.

»Ach nein? Hast du vergessen, was er vorhatte mit dir? Er wollte, dass du die Seiten wechselst!«, rief Peter aufgebracht.

»Stimmt«, nickte Bob. »Und es wäre ihm beinahe gelungen.«

»Das habe ich nicht vergessen«, sagte Justus mit fester Stimme. »Und vergessen werde ich es auch niemals können.« Er zögerte einen Augenblick. »Wohl aber verzeihen.«

»Du meinst, du hast deinen inneren Frieden damit gemacht?«, fragte Bob.

»So könnte man es auch ausdrücken«, nickte Justus. »Jedenfalls hege ich keinen Groll mehr gegen Monsieur Hugenay. Und

das solltet ihr auch nicht. Ich weiß, wie schwer das ist. Aber es gehört zur professionellen Distanz. Es könnte schließlich ein neuer Fall für die drei ??? dahinter stecken. Da dürfen wir uns nicht durch persönliche Emotionen ablenken lassen.«

»Und du würdest einen Auftrag von ihm annehmen?«, fragte Peter argwöhnisch.

»Wenn er damit keine unlauteren Ziele verfolgt, warum nicht?«, meinte Justus. »Bob?«

»Sehe ich auch so«, entgegnete dieser. »Auch ein Dieb kann durchaus mal etwas Ehrenhaftes im Sinn haben. Wir sollten uns zumindest anhören, was er von uns will. Danach können wir schließlich immer noch entscheiden.«

»Na gut«, gab Peter schließlich nach. »Das können wir ja. Aber wenn wir schon dahin müssen, dann lass uns doch wenigstens nachsehen, ob es nicht einen billigen Flug gibt. Das ist bestimmt auch günstiger als eine Übernachtung. Und ich kann an dem anderen Tag surfen gehen. So geht ja das ganze Wochenende drauf.«

»Wir werden einfach vergleichen«, bestimmte Justus. »Benzin plus drei Übernachtungen in San Francisco versus drei Flugtickets nach San Francisco hin und zurück plus Mietwagen, um nach San Quentin zu kommen. Los Bob, wirf den Computer an.«

Bob suchte zunächst nach den günstigsten Flügen am folgenden Wochenende. Tatsächlich fand er ein Last-Minute-Angebot für 95 Dollar pro Person hin und zurück. Ein kleiner Mietwagen wurde dazu für 55 Dollar pro Tag angeboten. Zum

Vergleich suchte er dann nach einer Übernachtungsmöglichkeit in San Francisco. Das günstigste Hostel lag bei 36 Dollar pro Nacht und Person.

»Wenn wir jetzt noch etwa 120 Dollar Spritkosten für die achthundert Meilen hin und zurück veranschlagen«, rechnete Justus weiter. »Dann sind es 228 Dollar, wenn wir mit dem Auto fahren und übernachten und genau 340 Dollar, wenn wir am selben Tag hin und zurück fliegen. Essen und Trinken nicht mitgerechnet.«

»Tja, da spricht unsere Kasse wohl eine deutliche Sprache«, meinte Bob.

»Zum Fliegen reicht es nicht, stimmt«, bestätigte Justus. »Selbst dann nicht, wenn wir auf den Mietwagen verzichten und mit öffentlichen Verkehrsmitteln nach San Quentin fahren. Also werden wir wohl den Wagen nehmen müssen. Ist ohnehin besser fürs Klima.«

»Dann lassen wir jetzt die Anträge gleich von unseren Eltern unterschreiben und schicken sie zurück nach San Quentin«, schlug Bob vor. »So könnten wir am Samstag nach San Francisco fahren, dort übernachten und am Sonntag Morgen besuchen wir Monsieur Hugenay in San Quentin. Anschließend fahren wir zurück.«

»Na hoffentlich erlauben das meine Eltern«, bangte Peter. »Quer durch den Staat kurven und in San Francisco übernachten, um einen Kriminellen zu besuchen? Was sagt denn deine Tante Mathilda dazu?«

»Ich werde Onkel Titus unterschreiben lassen«, meinte Justus gelassen. »Der weiß, was mir das bedeutet, vielleicht einen neuen Fall für die drei ??? zu untersuchen.«

»Du kannst ja auch sagen, dass wir drei es dem alten Mann irgendwie schuldig sind, ihn in der Haft zu besuchen, die wir ihm eingebracht haben«, meinte Bob. »So in etwa werde ich das meinen Eltern beibringen. Es muss ja niemand wissen, dass er uns um Hilfe bitten will.«

»Gut, ich werde es versuchen«, erwiderte Peter. »Wäre schon toll, Samstag Nacht in San Francisco.«

Hinter Schloss und Riegel

Mit einem dumpfen schweren Geräusch schloss sich das schwere Außentor des Staatsgefängnisses in San Quentin an jenem Sonntag Morgen hinter den drei Detektiven, die plötzlich ein Gefühl der Beklommenheit überkam, wie es jeden überkommt, der schon einmal Gefängnismauern von innen gesehen hat, und sei es auch nur für kurze Zeit als Besucher. Die völlige Abgeschlossenheit von der Außenwelt, das Ausgeliefertsein, das mit jeder Tür zunimmt, die auf- und wieder zugeschlossen wird. Und das waren einige.

Dazwischen mussten die Jungs alle Gegenstände aus Metall abgeben, was selbstverständlich alles sauber dokumentiert wurde. Das betraf natürlich auch ihre Mobiltelefone. Schade, denn so konnten sie leider keine Aufzeichnung von dem Gespräch machen, die ihnen später vielleicht nützlich gewesen wäre. So mussten sie sich allein auf Justus' phänomenales Gedächtnis verlassen, was immerhin einer Aufzeichnung sehr nahe kam.

Schließlich öffnete sich die letzte Tür und sie betraten den karg und zweckmäßig eingerichteten Besucherraum. Es waren eine Reihe von abgeteilten Kabinen, in denen jeweils zwei Besucher mit einem Gefangenen sprechen konnten, getrennt

durch eine Tischreihe, in deren Mitte eine etwa dreißig Zentimeter hohe Glasscheibe angebracht war, damit nichts buchstäblich über den Tisch geschoben werden konnte. Am hinteren Ende saß eine junge dunkelhäutige Frau mit einem etwa dreijährigen Jungen auf dem Schoß. Auch sie wartete offensichtlich auf einen Gefangenen.

Peter holte aus einer leeren Kabine einen weiteren Stuhl und die drei Detektive setzten sich erwartungsvoll in eine der Kabinen, als sich auf der anderen Seite eine Tür öffnete. Herein traten in Begleitung eines Vollzugsbeamten ein dunkelhäutiger Mann, der gleich gegenüber der wartenden Frau Platz nahm, sowie der Häftling Ignace Chander Jaccard, den Detektiven besser bekannt als Victor Hugenyay.

Doch wer nun einen gebrochenen alten Mann erwartet hatte, täuschte sich. Der schlanke Franzose mit dem unverwechselbaren, mittlerweile leicht ergrauten schmalen Schnurrbart wirkte selbst in der schlichten Anstaltskleidung noch wie ein eleganter Gentleman. Sein Blick hatte auch nichts von dem Feuer verloren, das jeden Gesprächspartner regelrecht in seinen Bann zog. Er nahm gegenüber der drei Jungs Platz und lächelte.

»Herzlich Willkommen in San Quentin«, sagte er in seinem unverkennbaren französischen Akzent. »Ich hätte euch ja gerne etwas angeboten, aber die Umstände lassen die Sitten verrohen.«

»Sie sehen gut aus, Monsieur Hugenyay, falls ich das sagen darf«, entgegnete Justus freundlich und seine beiden Freunde nickten.

»Wenn es stimmt, darfst du«, erwiderte Hugenay. »Du weißt, ich bin kein Freund von übertriebener Schmeichelei. Wie du dir vorstellen kannst, verfüge ich über Verbindungen, die mir auch während meines erzwungenen Aufenthalts hier erheblich das Leben erleichtern. Ich könnte euch diese Anekdoten gerne einmal in einer ruhigen Stunde zum besten geben. Da aber unsere Zeit knapp ist, sollten wir zur Sache kommen.«

»Das sollten wir«, bestätigte Justus. »Warum also sollten wir kommen?«

»Ich beobachte den Markt für gestohlene Kunst auch von hier aus mit großem Interesse. Was soll ich tun? Das ist mein Metier und wird es auch bleiben«, begann Hugenay. »Und leider muss ich sagen, dass es in letzter Zeit eine bedenkliche Entwicklung gibt. Es werden immer mehr Fälschungen angeboten.«

»Aber das sollte einen wahren Kenner wie Sie doch nicht schrecken«, meinte Justus. »Sie riechen eine Fälschung doch zwei Meilen gegen den Wind.«

»Es gibt mittlerweile Fälschungen, die so gut sind, dass selbst ich meine Schwierigkeiten habe«, gestand der Meisterdieb und Kunstexperte ein.

»Das müssen dann ja wirklich nahezu perfekte Fälschungen sein, von den Originalen kaum zu unterscheiden«, meinte Peter.

»Das Problem ist, es gibt keine Originale«, präzisierte Hugenay. »Es sind so genannte verschollene Meisterwerke, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat.«

»Sie meinen wie den berühmten *Turm der blauen Pferde*?«, fragte Bob. Ihm war bekannt, dass dieses expressionistische Meisterwerk des Malers Franz Marc seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs als verschollen galt.

»Nicht ganz«, lächelte Hugenay spitzbübisch. »Den gab oder gibt es ja wirklich, es weiß nur niemand mehr, wo er abgeblieben ist. Offiziell jedenfalls. Bei den Gemälden, die ich meine, wird einfach behauptet, es sei das bislang unbekannte Werk eines Meisters, der so perfekt kopiert wird, dass es selbst professionelle Expertisen für ein Original halten.«

»Aber wie ist das möglich?«, stutzte Peter.

»Ich gehe wie viele andere Experten davon aus, dass es sich bei den fraglichen Fälschern nicht um menschliche Wesen handelt«, bemerkte der Franzose trocken und vergrößerte das Erstaunen auf Seiten der drei Detektive noch mehr.

»Aber wenn es keine Menschen sind, sind es Geister oder so etwas?«, fürchtete Peter und runzelte die Stirn. Hugenay lachte. Einzig Justus schien ihm folgen zu können und grinste zufrieden.

»Kennt ihr das CRCAI in Santa Monica?«, fragte Victor Hugenay.

»Sie meinen das Kalifornische Forschungszentrum für künstliche Intelligenz? Davon habe ich gehört. Es ist ja gleich bei uns in der Nähe«, entgegnete Justus.

»Es ist etwas faul in diesem Institut«, erklärte der Meisterdieb. »Und es hat mit wieder aufgetauchten Werken berühmter Künstler zu tun.«

»Und woher wissen Sie das, wenn ich fragen darf?«, sagte Justus geradeheraus.

»Sagen wir, ein Vögelchen hat es mir gezwitschert«, sagte Hugenay geheimnisvoll. »Du weißt ja, die Vögelchen können über alle Mauern fliegen.«

»Und wie stellen Sie sich das genau vor, Monsieur?«, sagte Justus kühl. »Wir marschieren ins Forschungsinstitut und sagen, ein Vögelchen hat uns gezwitschert, bei euch ist etwas faul, wir würden gerne ermitteln? Solche Einrichtungen sind gemeinhin sehr gut gegen äußere Einflüsse abgesichert. Soweit ich weiß, stecken darin auch jede Menge Forschungsgelder des Militärs. Die lassen uns doch nicht einfach so hereinspazieren.«

»Es gibt eine schwache Stelle, die allerdings nur ihr Jungs knacken könnt«, deutete der alte Mann mit einem Augenzwinkern an. »Im Institut gibt es ein Wunderkind.«

»Ein Wunderkind?«, stutzte Peter.

»Ja, die elfjährige Emilia Sanchez«, wusste Justus. »Sie hat bereits mehrere Hochschulabschlüsse. Ich glaube, in Informatik, Mathematik und Physik. Sie forscht an künstlicher Intelligenz.«

»Ich dachte, das wäre doch ein interessantes Schulprojekt«, meinte Hugenay erneut mit einem Lächeln.

»Sie meinen, wir machen für die Schule eine Art Reportage über das Wunderkind und schleichen uns auf die Weise ins Institut?«, begriff Bob den Plan. »Warum eigentlich nicht?«

»Wir können es offiziell als Schulprojekt laufen lassen, dann macht das Institut sicher keine Probleme«, meinte Peter.

»Eben«, sagte Victor Hugenay und lächelte. »Das könnt nur ihr. Glaubt mir, ich würde jemand anderen schicken, aber die sind alle zu dumm für so etwas.«

»Da fühlen wir uns ja direkt geschmeichelt«, sagte Justus selbstbewusst. Dann blickte er erst zu Bob, dann zu Peter. Beide nickten kurz. »Also gut, Monsieur Hugenay. Wir nehmen den Auftrag an. Wir melden unser Projekt gleich morgen bei unserem Physiklehrer Dr Walsh an. Wäre doch gelacht, wenn wir nicht herausbekommen, was im CRCAI läuft. Sollen wir Sie auf dem Laufenden halten?«

»Das ist nicht notwendig, Justus«, meinte der Meisterdieb zufrieden. »Wenn ihr Erfolg haben werdet, werde ich es ohnehin früh genug erfahren. Aber lasst mich euch noch eine kurzen Rat mit auf den Weg geben. Oder sagen wir besser eine Warnung. Wenn ihr einem Mann begegnet mit langen, schwarzen Koteletten und einem Kinnbart, dann seht euch vor. Der Mann ist gefährlich. Man nennt ihn die Krake.« Ein Vollzugsbeamter trat hinter ihn. Das unmissverständliche Zeichen, dass nun die Besuchszeit abgelaufen war. Monsieur Hugenay stand wortlos auf und folgte dem Beamten durch die Tür hinaus, die sofort wieder von der anderen Seite verschlossen wurde.

Die drei Detektive erhoben sich und gingen zu der Tür, durch die sie gekommen waren. Als die Tür einen leisen Summton von sich gab, ließ sie sich von innen öffnen und die Jungs konnten endlich diesen beklemmenden Ort verlassen. Sie erhielten ihre abgegebenen Gegenstände zurück und nach nicht weniger als sechsmal auf- und wieder zuschließen waren sie

endlich am Parkplatz angelangt, wo sie Peters MG abgestellt hatten.

Die gedrückte Stimmung, die sie aus den Gefängnismauern mitnahmen, hielt noch einige Zeit während der sechsstündigen Fahrt. Dann überwog jedoch die Freude, sich an einen spannenden Fall begeben zu können, bei dem es wieder einmal um Kunst in Millionenwert ging. Als sie schließlich am frühen Abend am Schrottplatz in Rocky Beach eintrafen, war Justus wieder voll in seinem Element.

»Los, lasst uns gleich den Projektauftrag für Mr Walsh formulieren und dann besprechen, wie wir weitermachen, wenn wir erst einmal im Institut sind«, sagte er voll Feuereifer und wollte sich schon auf den Weg in die Zentrale machen, als er Peters und Bobs staunende Gesichter sah. »Was ist?«

»Wir waren seit gestern nicht zuhause«, meinte Bob. »Ich muss zumindest mal hallo sagen.«

»Ich auch«, meinte Peter. »Wir können uns ja nach dem Abendessen nochmal in der Zentrale treffen. Willst du nicht auch mal deiner Tante Bescheid sagen?«

»Ja, natürlich«, ließ Justus sich gerade noch bremsen. »Ihr habt recht. Ich werde mal sehen, was Tante Mathilda leckeres gebrutzelt hat. Schließlich ist immer noch Sonntag.«

»Also den Projektauftrag habe ich schon einmal vorformuliert«, verkündete Justus, als Bob und Peter etwa zwei Stunden später in der Zentrale eintrafen. »Bob, kannst du ihn dir bitte einmal

ansehen?« Bob blickte über Justus' Schulter auf den Monitor des Computers, der in der Zentrale stand.

»Ja, so kann man das schreiben, sehr gut, Just«, lobte ihn der Hobbyreporter. Bobs erklärtes Ziel war es nämlich definitiv, das Schreiben einmal zu seinem Beruf zu machen und wie sein Vater für eine große Zeitung zu arbeiten. Er erstellte auch die Protokolle, in denen jeder Fall der drei ??? sauber dokumentiert wurde. Und wenn Justus etwas formuliert hatte, war es in der Tat ratsam, dass jemand prüfte, ob es auch für jeden zu verstehen war.

»Wenn alles gut läuft, können wir für Mittwoch schon einen Termin im Institut vereinbaren«, meinte Justus. »Vielleicht gibt Mr Walsh ja sein Plazet sofort.«

»Kannst du nicht einmal so reden, dass es auch normal Sterbliche verstehen können?«, beschwerte sich Peter.

»Er meint sein Einverständnis«, erklärte Bob. »Sein Okay.«

»Es wird das beste sein, wenn wir Emilia direkt ansprechen«, schlug Justus vor. »Wir haben zwar nur die offizielle Kontakt-Mail von der Homepage des Instituts, doch sie sollten das eigentlich zügig weiterleiten. Bob, du kannst schon einmal eine E-Mail an Emilia vorbereiten und sehen, was du noch Interessantes über das Institut herausfindest.«

»Mach ich«, sagte Bob zu.

»Und was wird mein Part bei der Geschichte?«, wollte Peter wissen.

»Du wirst morgen mit mir zu Dr Walsh gehen und schön freundlich sein, denn deinetwegen machen wir das Ganze ja nur«, erklärte Justus.

»Wieso meinetwegen?«, stutzte Peter.

»Wer benötigt denn auch in Physik noch eine einigermaßen brauchbare Note, um sicher nicht durchzufallen? Na siehst du. Wenn du aus freien Stücken zu ihm kommst und eine Fleißarbeit beantragst, kann Dr Walsh gar nicht Nein sagen. Und du bist gleichzeitig deine Sorgen in Physik los.«

»Stimmt!«, fiel nun auch Peter auf. »Na, dann kann ich ja froh sein, dass Emilia auch Physik studiert hat...«

Überredungskunst gefragt

Tatsächlich gab Dr Walsh sofort sein Einverständnis, hielt er die Reportage doch für eine großartige Idee. Er versprach, den Besuch dreier Schüler von Seiten der High School sofort beim Forschungszentrum für künstliche Intelligenz offiziell anzukündigen, konnte allerdings ebenfalls nicht garantieren, dass das Forschungsinstitut dem Projekt auch zustimmen würde.

»Könnte sein, dass die Schwierigkeiten machen«, meinte er. »Ich wollte einmal eine Besichtigung organisieren für meinen Robotikkurs. Da machten sie einen auf besonders wichtig und streng geheim und aus der Besichtigung wurde nichts. Aber vielleicht habt ihr ja mehr Glück.«

»Wir wollen es direkt bei dem Wunderkind versuchen, Emilia Sanchez«, sagte Justus.

»Na, die soll ja ganz nett sein, was man so liest. Finde ich übrigens toll, dass ihr Peter damit unterstützen wollt«, meinte er zu Justus und wünschte den beiden und auch Bob viel Erfolg bei der Arbeit. Justus gab die gute Nachricht sofort an Bob weiter und der schickte seine für Emilia vorbereitete E-Mail ans Institut. Jetzt hieß es warten.

Doch schon am selben Abend hatten sie eine Antwort des Wunderkindes in ihrem Postfach. Aber die Nachricht enthielt nicht das, was die drei Detektive erwartet hatten, nämlich eine Einladung ins Institut, sondern eine unerwartet schroffe Aufforderung, sich doch lieber mit etwas Sinnvollerem zu beschäftigen.

»Wie bitte?«, rief Justus aufgebracht, als Bob Emilias knappe Antwort vorgelesen hatte. »Lass mich mal an den Computer!« Bob machte Platz und Justus begann hektisch auf der Tastatur zu tippen.

»Na die kann was erleben«, murmelte er kampfeslustig vor sich hin. Er tippte die Nachricht in Windeseile zu Ende und schickte sie ab. »So! Jetzt wollen wir doch mal sehen.«

»Was hast du geschrieben?«, wollte Peter wissen.

»Hoffentlich das Richtige«, meinte Justus nur. Und er hatte offenbar ins Schwarze getroffen, denn nach wenigen Minuten erhielten sie eine Antwort.

»Sie schreibt, sie möchte ein schlüssiges Konzept für die Reportage sehen mit mindestens zehn Punkten«, las Justus vor. »Ganz schön hartnäckig, aber das soll sie haben.« Justus öffnete ein neues Dokument und begann zu schreiben. »So Kollegen, jetzt ran an die Arbeit! Vorschläge?«

»Zunächst wird alle interessieren, was sie als Wunderkind denn unterscheidet von anderen Kindern, so im Alltag«, meinte Peter.

»Ja, aber ich finde, wir sollten das Wunderkindthema nicht überstrapazieren«, meinte Justus. »Das hat sie mit Sicherheit

schon tausendmal durchgekauft. Aber sie beschäftigt sich doch mit einem Thema, das uns alle bewegt.«

»Die künstliche Intelligenz«, erkannte Bob Justus Gedanken.

»Genau«, nickte Justus. »Wenn wir darauf unseren Fokus legen, wird sie bestimmt eher interessiert sein. Und wir müssen das Konzept so formulieren, dass sie merkt, dass sie es nicht mit drei Dummköpfen zu tun hat. Wer weiß, vielleicht hat sie solche Anfragen schon öfters bekommen.«

Die drei Detektive überlegten und trugen alle für sie interessanten Fragen zur künstlichen Intelligenz zusammen, die ihnen einfielen. Dann ordneten sie die Ideen zu Gruppen und schon hatten sie das gewünschte Konzept beisammen. Justus formulierte das Ganze dann so, dass Emilia die drei keinesfalls für Dummköpfe halten konnte, und schickte die E-Mail los.

»Vermutlich dauert es etwas, bis sie das alles gelesen hat«, meinte Justus. »Dann kann Bob uns doch in der Zwischenzeit berichten, was er noch über das Institut herausgefunden hat?«

»Ist gut«, sagte Bob und blätterte in seinen Notizen. »Das Kalifornische Forschungszentrum für künstliche Intelligenz, kurz CRCAI wurde vor fünfzehn Jahren von zwei Pionieren ihres Fachs gegründet. Professor Steven Parker als Experte für künstliche Intelligenz und Dr Carl Hamilton, Fachmann für Robotik. Und schon damals erfolgte die Finanzierung der Forschungsarbeit im Wesentlichen durch das Militär. Professor Parker leitet das Institut noch immer. Auch Dr Hamilton ist noch tätig, nachdem er bei einem tragischen Autounfall vor acht Jahren beinahe ums Leben gekommen wäre. Die beiden

haben es als erste in den USA geschafft, einen Roboter mit einer künstlichen Intelligenz auszustatten. Der Prototyp wurde allerdings bis heute nicht der Öffentlichkeit vorgestellt.«

»Na, da bin ich aber mal gespannt«, sagte Peter. »Hoffentlich sagt Emilia zu.«

»Heute sind im Institut knapp vierzig Leute beschäftigt, das Wachpersonal nicht mitgerechnet«, fuhr Bob fort. »Die meisten von ihnen sind Informatiker, andere aber auch Chemiker und Werkstofftechniker. Sogar eine Expertin für Ethik gibt es.«

»Für Ethik?«, staunte Peter.

»Warum nicht?«, meinte Justus. »Ethische Fragen stehen doch im Zentrum der Diskussion, wenn es um künstliche Intelligenz geht. Was darf die KI, was darf sie nicht?«

»Klar«, nickte Peter. »Die Frage drängt sich ja förmlich auf.«

»Und die sollte geklärt sein, bevor man die KI auf die Menschheit loslässt«, fand auch Bob.

»Vielleicht erhalten wir darauf ja bald eine...« Justus wurde unterbrochen vom Signalton des Computers, der anzeigte, dass eine E-Mail eingegangen war.

»Na, also!«, rief Justus erleichtert, als er die Zeilen überflogen hatte. »Sie ist bereit zu einem Treffen, was allerdings noch keine Zusage beinhaltet, wie sie schreibt.«

»Dann treffen wir sie im Institut?«, fragte Bob.

»Nein, in einer benachbarten Eisdiele in Santa Monica, die angeblich himmlisches Spaghettieis im Angebot hat«, las Justus weiter. »Die Sicherheitsvorkehrungen im Institut seien so streng, dass es einfacher sei, wenn sie kurz nach draußen

komme, schreibt Emilia. Und die Eisdiele sei die beste der Stadt.« Das waren Argumente, denen auch Justus zunächst nichts entgegenzusetzen hatte. Also verabredeten sie sich für den folgenden Nachmittag um vier Uhr in der Eisdiele, die nur ein paar Schritte vom Institut entfernt lag, nahe beim berühmten Santa Monica Pier.

Die drei ??? fliegen auf

Um Punkt vier Uhr parkte Peter seinen MG in der Ocean Avenue direkt vor der Eisdiele, in der sie mit dem Wunderkind Emilia Sanchez verabredet waren. Als die drei ??? die Eisdiele betraten, winkte an einem der hinteren Tische ein Mädchen mit dunklem Haar, das zu zwei Zöpfen zusammen gebunden war. Sie trug blaue Jeans und einen schwarzen Hoodie mit einem weißen Logo auf der Brust, das einen stilisierten Adler und die Buchstaben CRCAI zeigte. Vor sich hatte sie bereits ein Spaghettieis stehen, das schon zur Hälfte aufgegessen war.

»Hallo«, sagte sie lächelnd. »Ich bin Emilia. Und ihr müsst Justus, Bob und Peter sein.«

»Richtig«, antwortete Justus. »Ich bin Justus, das sind Bob und Peter.« Die beiden nickten.

»Und ihr wollt also eine Reportage über das Wunderkind verfassen?«, fragte Emilia mit kritischem Blick. »Ich mag diesen

Ausdruck eigentlich nicht besonders, aber was soll's. Alle sagen es so dahin. Ihr müsst wissen, es haben schon etliche Reporter über mich geschrieben. Meistens wurden irgendwelche rührseligen Geschichtchen daraus, gefüllt mit Peinlichkeiten jeglicher Art. Und jetzt kommen da auch noch drei Jungs von der High School daher... Aber ihr wolltet ja vorwiegend über meine Arbeit schreiben, nicht? Darf ich fragen, woran ihr da genau gedacht habt?«

»Nun, an nichts Spezielles«, meinte Justus leicht verlegen. Mit einer solch konkreten Frage hatte er gleich zu Beginn nicht gerechnet. Doch Emilia Sanchez war vielleicht erst elf Jahre alt, doch ihre Zeit mit Smalltalk zu vergeuden, hatte sie sich schon vor Jahren abgewöhnt.

»Entschuldigt, wenn ich so direkt frage«, meinte sie dann auch, als sie merkte, dass sie die Jungs überrumpelt hatte. »Aber meine Zeit ist mir zu kostbar, als dass ich lange um den heißen Brei rede. Ihr habt also noch gar keine konkreten Vorstellungen. Dann verstehe ich aber nicht, warum ihr es so eilig hattet mit einem Treffen. Kann es sein, dass etwas ganz anderes dahinter steckt?«

Also nun war selbst Justus perplex. Wie konnte es sein, dass dieses kleine Mädchen mit den niedlichen Zöpfen in ihnen lesen konnte wie in einem Buch? Hatte es in der Tat Sinn, um den heißen Brei herum zu reden? Oder sollten sie Emilia nicht von vornherein einweihen? Offenbar war es ohnehin schwer, etwas vor ihr geheim zu halten. Und als eine Art Verbündete innerhalb des Instituts konnte sie den drei Detektiven von

großem Nutzen sein. Also beschloss Justus es zu riskieren, mit offenen Karten zu spielen.

»Gut, die Reportage war ein Vorwand«, gab Justus zu.

»Wusste ich es doch«, triumphierte Emilia, lächelte kurz, setzte dann aber eine betont ernste Miene auf.

»Du musst wissen, wir drei sind Detektive. Darf ich dir unsere Karte überreichen?« Justus legte eine Visitenkarte vor Emilia auf den Tisch. Sie nahm die Karte und las mit leiser Stimme vor.



»Und wir sind durch einen alten Bekannten auf euer Institut aufmerksam gemacht worden«, erklärte Justus.

»Ich verstehe nicht ganz«, meinte Emilia. »Was soll denn nicht stimmen mit dem Institut?«

»Er meinte, es könnte mit gefälschten Gemälden zu tun haben«, ergänzte Peter.

Emilia blickte sie einen Augenblick ungläubig an mit ihren großen braunen Augen. Dann lächelte sie, als wüsste sie haargenau, wovon Peter da sprach.

»Moment«, sagte sie. »Ist das euer Ernst?« Sie lachte. Justus runzelte die Stirn. Ihr Lachen wich einer sehr ernststen Miene.

»Okay Jungs, das war's«, sagte sie trocken, winkte der Kellnerin und gab ihr einen Fünf-Dollar-Schein.

»Aber...«, stammelte Bob.

»Stimmt so«, sagte Emilia selbstbewusst und drehte sich noch einmal um zu den drei Detektiven. »Ich lass mich nunmal ungern an der Nase herumführen. Wie soll ich euch denn bitte vertrauen?« Sie drehte sich um und ging Richtung Ausgang.

»Du machst einen Fehler!«, rief Justus ihr hinterher. »Denk doch an die Folgen für das Institut!« Doch Emilia verließ die Eisdiele rasch und hinterließ zwei ratlose Gesichter und ein verbissenes.

»Toll gemacht, Just«, maulte Peter. »Und wie sollen wir jetzt ins Institut kommen?«

»Keine Sorge«, entgegnete Justus mit verschwörerischer Miene. »Die kommt wieder, Kollegen. Ganz sicher.«

»Wenn nicht, stehen wir ganz schön dumm da«, bemerkte Bob. »Dann ist der Fall gestorben.«

Doch schon nach ein paar Minuten öffnete sich die Eingangstür erneut und eine sichtlich nachdenklichere Emilia betrat die Eisdiele und setzte sich zunächst wortlos zu den drei ??? an den Tisch.

»Tut mir leid«, sagte sie schließlich. »Ich hab wohl etwas überreagiert. Aber ich hasse es, belogen zu werden.«

»Verständlich«, meinte Bob.

»Doch es gibt jemanden im Institut, der dich ebenfalls belügt«, bemerkte Justus. »Dich und alle anderen.«

»Deshalb bin ich ja zurück gekommen«, nickte Emilia. »Wenn etwas faul ist im Institut, will ich es wissen.«

»Na, was darf es denn sein für euch?«, wurde sie von der Kellnerin unterbrochen, die die Bestellung der drei Neuankömmlinge aufnehmen wollte.

»Für mich bitte nur einen Vanilleshake«, sagte Bob, während Justus noch in der Karte blätterte.

»Ich nehme auch so ein Spaghettieis, bitte«, bestellte nun auch Peter, nur Justus konnte sich noch immer nicht entscheiden. Die Kellnerin wartete geduldig.

»Dann nehme ich den Erdbeerbecher«, sagte Justus. »Halt, nein! Ich meine natürlich den Coup Royale.«

»Die Spezialität des Hauses, eine gute Wahl«, bemerkte die Kellnerin und war schon wieder verschwunden.

»Zurück zum Thema«, sagte Justus. »Was weißt du über die gefälschten Gemälde? Könnten die tatsächlich aus dem Institut stammen?« Emilia nickte zaghaft.

»Also ich schwöre, dass Andy nur zum Spaß gemalt hat«, sagte sie. »Das Malprogramm war mehr so eine kleine technische Spielerei.«

»Wer ist denn Andy?«, hakte Peter nach.

»Andy ist unser Prototyp«, meinte Emilia mit einem Lächeln. »Ein Android.«

»Du meinst, ein künstlicher Mensch?«, staunte Bob.

»Nein, ich würde eher von einem menschenähnlichen Roboter sprechen«, entgegnete Emilia bestimmt.

»Wo ist denn da der Unterschied?«, stutzte Peter.

»Es stellt sich schon die Frage, ob wir grundsätzlich von einem Menschen sprechen, mit den ihm zustehenden Rechten und Pflichten, oder von einer Maschine, also einer Sache«, erkannte Justus, was Emilia gemeint hatte.

»Rein rechtlich ist der Android als Sache zu bewerten, selbst wenn er wie unser Andy eine dem menschlichen Denken sehr nahekommende künstliche Intelligenz besitzt«, erklärte Emilia. »Aber natürlich hält er sich in allem Handeln strikt an an seinen rechtlichen Kodex.«

»Du meinst an das, was ihm als erlaubt oder eben nicht erlaubt vorgegeben wird?«, hakte Bob nach.

»Ja genau«, bestätigte Emilia. »Deshalb würde Andy auch niemals in böser Absicht ein Gemälde fälschen. Das alles war eine verrückte Wette.«

»Eine Wette?«, runzelte Justus die Stirn.

»Ja«, erwiderte Emilia. »Nachdem ich Andy das Malen beigebracht hatte, wollte mein Chef mit mir wetten, dass es mir nicht gelingen würde, ihn den Stil eines bekannten Malers so perfekt kopieren zu lassen, dass selbst Experten das Gemälde für echt halten würden. Professor Parker ist ein großer Kunstkennner und -sammler, müsst ihr wissen.«

»Und hast du es geschafft?«, fragte Bob neugierig.

»Das müssten Experten beurteilen, das Ergebnis hängt in meinem Labor«, antwortete Emilia. »Ein echter falscher Van

Gogh, wenn ihr so wollt. Ich habe Andys künstliche Intelligenz mit allen bekannten Werken Vincent van Goghs gefüttert und ratet mal, was herausgekommen ist.«

»Etwa Sonnenblumen?«, riet Justus.

»Ganz genau«, lachte Emilia. »Wunderschöne Sonnenblumen!«

»Vielleicht solltest du beim nächsten Mal einen Maler wählen, der seine Motive etwas abwechslungsreicher gestaltet hat«, schlug Justus vor.

»Es wird kein nächstes Mal geben«, meinte Emilia nüchtern. »Das mit der Malerei war vor über einem Jahr. Ich arbeite mittlerweile an viel wichtigeren Aspekten der künstlichen Intelligenz.«

»Und die wären?«, fragte Peter.

»Der Unterschied zwischen gut und böse«, entgegnete Emilia trocken. »Moralisches Verhalten. Die künstliche Intelligenz muss in der Lage sein, ihr eigenes Verhalten kritisch zu hinterfragen, so wie wir Menschen das jederzeit können, auch wenn es nur wenige tatsächlich tun.«

»Unser Informant ist sich aber sicher, dass mehrere solcher gefälschten Meisterwerke aus dem Institut inzwischen auf dem illegalen Kunstmarkt gelandet sind«, berichtete Justus. »Es handelte sich jedoch ausschließlich um modernere Maler des zwanzigsten Jahrhunderts.«

»Ältere Fälschungen wären auch kaum realistisch, da schon das Material, also Leinwand oder Farben, aus früheren Zeiten nur schwer zu beschaffen wäre. Fälschungen würden daher

sofort auffallen«, wusste Emilia. »Auch mein Van Gogh würde auffliegen, weil er mit heutigen Farben gemalt ist. Man erkennt das unter Schwarzlicht. Das hat mir ein Kunstexperte einmal gezeigt, Dr Rothenberg, ein Freund von Professor Parker.«

»Du hältst es also schon für möglich, dass irgendjemand aus dem Institut deinen Andy die Werke einiger berühmter Maler kopieren hat lassen?«, nahm Justus den Faden wieder auf. »Ohne dein Wissen?«

»Das ist nicht *mein* Andy. Es haben etliche Mitarbeiter Zugriff auf Andy«, sagte Emilia. »Und ich bin ja auch nicht immer im Institut. Ich studiere auch noch an der Universität.«

»Was denn noch? Ich dachte, du hast schon drei Abschlüsse?«, stutzte Bob.

»Aber nur naturwissenschaftliche«, entgegnete Emilia. »Jetzt studiere ich Philosophie, das ist wirklich interessant, weil es nichts zu zählen oder zu messen gibt, sondern zu verstehen. Mich interessieren besonders die Fragen zum menschlichen Bewusstsein, auch im Hinblick auf die KI. Und die sind größtenteils philosophischer Natur.«

»Viele große Wissenschaftler waren auch Philosophen«, bemerkte Justus. »Und alle Philosophen der Antike waren gleichzeitig Naturwissenschaftler, wie etwa Euklid oder der allseits beliebte Pythagoras.«

»Och«, stöhnte Peter. »Hör mir bloß mit dem auf!« Auch Mathematik gehörte nicht gerade zu seinen Lieblingsfächern. »Aber was ich die ganze Zeit schon fragen wollte, wenn du

schon drei Uniabschlüsse hast, wann bist du denn zur Schule gegangen?«

»Zur eigentlichen Schule gar nicht«, entgegnete Emilia. »Ich hatte drei Jahre Privatunterricht bei meiner Mum, dann habe ich den Abschluss gemacht mit sechs.«

»Mit sechs Jahren?«, staunte Bob. »Donnerwetter!«

»Das ist bemerkenswert, in der Tat«, musste auch Justus zugeben. »Aber ich würde gerne zum Fall zurückkehren.«

»Ist gut«, nickte Bob.

»Während deiner Abwesenheit, meinst du also, könnte jederzeit jemand Andy zum Malen gefälschter Bilder verwendet haben«, konstatierte Justus und Emilia nickte. »Könnte das jeder so einfach oder benötigt man spezielle Kenntnisse oder Fähigkeiten?«

»Es muss natürlich schon jemand sein, dem Andy vertraut und der weiß, wie man ihn füttert«, grenzte Emilia die möglichen Verdächtigen ein.

»Füttert?«, stutze Peter erneut. »Was isst denn ein Android so?«

»Informationen«, lachte Emilia. »Man muss die künstliche Intelligenz mit Informationen füttern, nur dann kann sie brauchbare Ergebnisse erzielen. Je mehr Informationen sie erhält, desto besser das Ergebnis.«

»Und in unserem Fall sind es die Werke bekannter Meister und die Techniken, mit denen sie gemalt sind«, ergänzte Justus.

»Richtig«, bestätigte Emilia. »Die Maltechniken habe ich ihm allerdings bereits beigebracht, man müsste also nur

genügend Bildmaterial hochladen. Das dauert aber nicht lange, wenn man weiß, wie es geht. Dann braucht Andy aber noch Zeit zum Malen selbst.«

»Alles in allem durchaus denkbar«, meinte Justus. »Und wir reden hier auch nicht von so viel Gemälden, insgesamt vielleicht vier oder fünf.«

»Und sind es alles Gemälde von einem Maler oder von mehreren?«, wollte Emilia wissen.

»Alle von verschiedenen«, wusste Justus. »Es sollte wohl möglichst wenig auffallen. Wenn plötzlich mehrere verschollene Werke des selben Künstlers auftauchen, würde die Fachwelt dann doch stutzig werden und Nachforschungen anstellen.«

»Dann hat sich doch jemand viel Arbeit gemacht«, meinte Emilia. »Schließlich muss man die KI auf jeden Maler neu trainieren.«

»Und glaubst du, wir können herausfinden, wer dieser jemand ist?«, fragte Justus.

»Wir müssen es sogar«, sagte Emilia mit fester Stimme. »Der Ruf des Instituts steht auf dem Spiel! Das gefährdet unsere gesamte Forschung. Das Militär reagiert sehr empfindlich auf solche Dinge. Sie könnten uns die Fördergelder kürzen oder sogar ganz streichen. Einfach so. Dann würden im Institut ganz schnell die Lichter ausgehen. Deshalb müssen wir auch absolut geräuschlos ermitteln, die dürfen nichts spitzkriegern da oben. Gut, dass ihr zu mir gekommen seid.«

»Dann wirst du uns also bei unseren Ermittlungen unterstützen?«, freute sich Justus.

»Das werde ich wohl müssen«, bestätigte das Mädchen mit ernster Miene. »Obwohl ich weiß Gott wichtigeres zu tun hätte. Das mit dem Schulprojekt war eine gute Idee. Da wird es nicht auffallen, wenn ich euch drei Besucherpässe fürs Institut ausstellen lasse. Ihr müsstet nur noch diese Fragebögen hier ausfüllen, das verlangt das Sicherheitsprotokoll. Jeder Besucher wird gründlich durchleuchtet, damit sich keine Terroristen oder Spione einschleichen. Unser Sicherheitschef Captain Trust ist da sehr streng. Aber keine Sorge, der jagt eure Daten einmal durch seinen Computer und fertig. Kommt einfach morgen Nachmittag an die Pforte, ich werde die Pässe dort hinterlegen lassen. Ich bin so etwa ab zwei Uhr im Labor. Dann können wir besprechen, wie wir vorgehen.«

»Wir werden kommen«, versprach Justus und begann den Fragebogen auszufüllen. »Du kannst dir bis dahin schon einmal Gedanken machen, wer aus dem Kollegenkreis als Täter in Frage kommt.«

»Das werde ich«, sagte Emilia und nickte, während die Kellnerin das bestellte Spaghettieis, einen gigantisch großen Eisbecher für Justus und den Vanilleshake für Bob auf den Tisch stellte.

»Gut, dann lasse ich euch jetzt mit diesen Gaumenfreuden allein und mache mich wieder an die Arbeit«, meinte Emilia, als alle drei ihre Fragebögen sorgfältig ausgefüllt hatten, und nahm die Bögen an sich. »Dann sehen wir uns morgen. Bis dahin.«

»Bis dann«, sagte Justus und alle drei winkten ihr zu, bevor sie rasch das Lokal verließ.

»Beeindruckend«, meinte Bob und schaute ihr hinterher.

»Das kann man wohl sagen«, bekräftigte Justus und blickte mit großen Augen auf seinen Coup Royale.

»Ich meinte Emilia, Chef«, sagte Bob und verdrehte die Augen.

»Ja ich doch auch«, sagte Justus schnell, bevor er den ersten Löffel der Sahnehaube mit Karamellsauce in seinem Mund verschwinden ließ. »Ich doch auch...«

Sicherheitsvorkehrungen

»Guten Tag, wir sind von der Rocky Beach High School und möchten zu Emilia Sanchez, Sir«, sprach Justus in das Mikrofon, das seine Stimme ins Innere eines Kastens aus Sicherheitsglas übertrug, von dem aus ein uniformierter Wachmann den Eingangsbereich des CRCAI und die Besucher kontrollieren sollte. Er war allerdings völlig vertieft in eine Sportzeitschrift, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag. »Sie wollte Besucherausweise für uns hier hinterlegen lassen.«

Der Wachmann blickte kurz auf und drückte einen Knopf, so dass man über einen Lautsprecher seine Stimme vernehmen konnte.

»Ich weiß nichts von Besucherausweisen«, entgegnete er gelangweilt und las weiter in seiner Zeitschrift.

»Könnten Sie vielleicht...?«, versuchte Justus es erneut und der Wachmann blickte wieder auf.

»Wartet«, sagte er gleichmütig. »Ich frag mal beim Chef nach. Wenn ihr rein wollt, könnt ihr schon einmal alle Gegenstände aus Metall, die ihr bei euch tragt, in dieses schwarze Kästchen legen.« Er nahm den Hörer von einem seiner vier Telefone und drückte eine Kurzwahltaste. Justus, Bob und Peter

kramten derweil in ihren Taschen und legten sämtliche Dinge aus Metall in das Kästchen. Das waren insbesondere alle Schlüssel und die Mobiltelefone, aber auch Justus' Taschenmesser und Peters Dietrich-Set.

»Ja, Chef, hier Matt«, sprach der Wachmann ins Telefon. »Hier sind drei Jungs aus Rocky Beach, die wollen zu Emilia und behaupten, die hätte Besucherpässe für sie hier hinterlegen wollen.« Er hörte kurz, was sein Vorgesetzter sagte. »Gut, ich sag es ihnen.« Er legte den Hörer auf und wandte sich wieder Justus zu. »Captain Trust kommt gleich und bringt euch die Pässe persönlich. Ihr könnt einstweilen durch den Metalldetektor gehen.« Er deutete auf eine Art Torbogen mit Detektoren auf allen Seiten, wie sie es von Flughäfen kannten. Justus und Bob schritten langsam hindurch, ohne dass das Gerät anschlug. Doch bei Peter gab der Detektor einen schrillen Summton von sich.

»Halt! Zurück!«, rief der Wachmann. »Irgendetwas hast du vergessen... Klar, die Gürtelschnalle! Du musst den Gürtel ausziehen.«

»Aber ohne Gürtel verlier ich meine Hose«, protestierte Peter, doch es war zwecklos. Er öffnete den Gürtel, zog ihn aus den Schlaufen und legte ihn in das schwarze Kästchen.

»Jetzt nochmal durchgehen bitte«, ordnete der Wachmann an. Peter hielt seine Hose fest und ging noch einmal durch den Detektor, diesmal ohne Summton.

»So, dann könnt ihr eure Sachen wieder einpacken«, meinte der Wachmann. »Außer das Messer und die Handys, die

bekommt ihr zurück, wenn ihr wieder geht. Strikte Regel für Besucher: keine Waffen, keine Handys!«

»Und warum keine Handys?«, wollte Justus wissen.

»Weil jedes Handy auch eine Kamera ist«, hörte er eine markige Stimme hinter sich antworten. Sie gehörte einem dunkelhäutigen Mann um die sechzig, der graues kurz geschorenes Haar und einen ebenso grauen Schnurrbart trug. Seine Uniform wies ihn als Chef der Sicherheitsabteilung des Instituts aus und sein Namensschild als Captain William Trust. »Und wir mögen keine Kameras hier, es sei denn, es sind unsere eigenen.« Er lachte heiser. »Und mit denen haben wir jeden Quadratmillimeter im Auge, also seht euch vor, irgendeinen Schabernack anzustellen.« Er gab ihnen die drei Besucherpässe und die Detektive hängten sie sich um den Hals.

»Wie kommen Sie darauf, dass wir etwas Unrechtes tun sollten, Sir?«, fragte Justus forsch.

»Schon gut«, lachte Captain Trust. »Ich war auch einmal jung. Lang ist's her, aber ich weiß noch immer, dass Jungs in eurem Alter ständig etwas aushecken. Da könnt ihr mir nichts vormachen!« Justus sagte nichts mehr. Er wollte den Sicherheitschef nicht auf die Idee bringen, ihnen noch genauer auf die Finger zu schauen.

»Wo finden wir denn Emilia Sanchez?«, fragte Peter stattdessen.

»In ihrem Labor natürlich«, sagte Captain Trust noch immer lachend. »Wartet, ich führe euch hin. Ich muss sowieso zum Professor, der ist im selben Flügel.«

Sie nahmen zunächst den Fahrstuhl in das oberste Stockwerk. Dann durchschritten sie endlos lange Gänge mit zahllosen Türen, an denen die Namen derer standen, die dahinter ihre Arbeit verrichteten. Dazwischen hingen zur Auflockerung Glasrahmen mit futuristisch anmutenden Grafiken. Am Ende eines langen Flurs, hinter dem der private Wohnbereich des Institutsleiters Professor Parker begann, fanden sie die Tür, an der Emilias Name stand. Captain Trust verabschiedete sich von den Jungs und drückte einen Klingelknopf. Mit einem Summton öffnete sich die Tür zum Privatbereich und er ging hinein.

Justus klopfte indessen an Emilias Tür und öffnete sie nach einem kurzen Moment. Emilia saß hinter einem Schreibtisch, der voll war mit insgesamt vier großformatigen Bildschirmen und wirkte wie eine Kommandozentrale. Sie tippte noch eilig etwas in die Tastatur und wandte sich dann ihren Gästen zu.

»Justus, Bob, Peter! Endlich!«, sagte sie mit einem breiten Lächeln und erhob sich vom Schreibtisch. »Ich arbeite schon seit gestern Abend an der Lösung unseres Falles. Dass irgendjemand Andy zu Straftaten missbraucht, hat mir keine Ruhe gelassen. Alleine die Vorstellung daran ist der blanke Horror.«

»Hallo Emilia«, entgegnete Justus und auch Bob und Peter grüßten freundlich. »Was hast du denn bereits ermittelt?«

»Zunächst habe ich Andys Verlauf überprüft«, begann Emilia zu erzählen. »Also alles, was er in den letzten drei Monaten getan hat. Sein interner Speicher zeichnet automatisch all seine Erlebnisse chronologisch auf. Das ist im Prinzip Andys Gedächtnis.«

»Und?«, fragte Justus neugierig. »Bist du auf etwas Unge-
wöhnliches gestoßen?«

»Allerdings«, antwortete Emilia. »Es gibt insgesamt vier
Lücken, Zeiträume von jeweils drei bis vier Stunden, für die es
keine Aufzeichnungen gibt. Und es war immer Freitag Abend,
in zweiwöchigem Abstand. Zuletzt vor elf Tagen.«

»Und das bedeutet?«, hakte Justus nach.

»Das bedeutet, dass jemand Andys Aufzeichnungen für diese
Zeiträume gelöscht haben muss«, erklärte Emilia.

»Damit niemand erfährt, was Andy in dieser Zeit getan hat«,
kombinierte Peter. »Dann könnte er da doch gemalt haben,
oder?«

»Das wäre möglich«, meinte auch Justus. »Allerdings kom-
men mir die Zeiträume etwas kurz vor, um ein Gemälde fertig
zu stellen. Wie schnell kann Andy denn malen?«

»Schon deutlich schneller als ein Mensch, aber ein Ölbild
braucht allein aufgrund der Maltechnik schon etwas Zeit«, er-
klärte Emilia. »An meinem Van Gogh hat er etwa zwei Tage ge-
malt.«

»Vielleicht lässt unser Unbekannter Andy ja in Etappen ma-
len«, mutmaßte Justus. »Jedenfalls immer dann, wenn im Insti-
tut nichts los ist, Freitag Abend. Und jedesmal löscht er an-
schließend Andys Erinnerungen daran. Hast du eine Idee, wie
wir ihm trotzdem auf die Schliche kommen könnten?«

»Ich könnte Andy mit einer zusätzlichen Spionagesoftware
ausstatten, die sein Gedächtnis in Echtzeit auf eine andere
Speichereinheit überträgt«, schlug Emilia vor. »Dann haben wir

die Aufzeichnung gesichert, schon bevor sie gelöscht wird. Und können später nachsehen, was Andy tatsächlich getan hat.«

»Und man kann das so installieren, dass unser Täter nichts davon merkt?«, wollte Bob genau wissen.

»Sicher«, lächelte Emilia. »Sonst wäre es ja sinnlos.«

»Klar«, nickte Bob.

»Gut, dann haben wir spätestens Freitag Abend Gewissheit«, freute sich Justus. »Und bis dahin müssen wir alle Personen unter die Lupe nehmen, die Andy mit dem Malen beauftragt haben könnten. Wie viele sind das etwa, Emilia?«

»Den Auftrag kann nur jemand erteilen, dem Andy vertraut«, stellte Emilia klar.

»Vertraut?«, stutzte Peter. »Wie kann eine Maschine denn so etwas wie Vertrauen haben? Das ist doch mehr ein Gefühl.«

»Das ist genau, was die KI lernen muss«, entgegnete Emilia. »Menschliche Gefühle wie Vertrauen, Empathie oder Zuneigung.«

»Und das hat Andy bereits gelernt?«, staunte Justus.

»Nein, daran arbeiten wir noch«, räumte Emilia ein. »Im Moment haben wir schon aus Sicherheitsgründen manuell vorgegeben, wem Andy vertraut und von wem er Befehle annehmen darf. Sonst könnte Andy, wenn er in falsche Hände gerät, großen Schaden anrichten.«

»Dann gibt es also einen klar abgegrenzten Kreis von Verdächtigen«, freute sich Justus.

»Den gibt es. Ich habe schon eine Liste vorbereitet«, bestätigte Emilia und tippte auf ihrer Tastatur. »Es sind doch

nur fünf Personen, die unmittelbar mit Andy arbeiten und denen er vertraut. Sechs, wenn man Professor Parker mitzählt. Der hat als Chef ja im Prinzip auf alles Zugriff, was hier im Institut passiert.«

»Dann müssen wir ihn auch mit überprüfen. Wir sammeln jetzt alles an Informationen, was wir über diese sechs Personen zusammen tragen können«, bestimmte Justus das weitere Vorgehen. »Wichtig sind insbesondere die finanziellen Verhältnisse und natürlich mögliche Kontakte zur Unterwelt. Nachdem alle Gemälde unter der Hand verkauft werden, muss es irgendeine Verbindung zum illegalen Kunstmarkt geben.«

»Gut«, meinte Bob. »Gehen wir die Liste der Reihe nach durch. Laura und Tim Robins sind die ersten.«

»Die sind verheiratet. Sie haben sich vor vielen Jahren hier am Institut kennengelernt«, erzählte Emilia, was sie über die Kollegen alles wusste. »Sie haben eine kleine Tochter, Amy. Die ist vier und total süß. Sie wohnen in einem kleinen Häuschen in der Hill Street. Sie verdienen beide sehr gut hier. Finanziell stehen sie gut da, würde ich schätzen.«

»Und interessieren sie sich für Kunst?«, fragte Justus gezielt.

»Nicht mehr als du oder ich, würde ich sagen«, meinte Emilia achselzuckend.

»Gut, die passen schon einmal nicht ins Täterprofil«, stellte Justus fest. »Wer kommt als nächstes?«

»Dr Carl Hamilton«, las Bob von der Liste.

»Der kommt wohl auch nicht in Frage«, schüttelte Emilia den Kopf. »Er ist ein Gentleman alter Schule und eine absolute

Koryphäe auf seinem Spezialgebiet, der Robotik. Er war Mitbegründer des Instituts. Der würde nie etwas Illegales tun. Seit einem Unfall vor vielen Jahren sitzt er im Rollstuhl.«

»Gut, dann haben wir hier noch Jeremy Parker«, fuhr Bob fort.

»Jeremy?«, rief Emilia. »Dem traue ich alles zu. Er ist der Sohn vom Chef und meint daher überall, er kann sich alles erlauben. Und leider hat er meistens recht damit. Er hat seinen Job hier nur durch seinen Vater bekommen und kann in Wirklichkeit gar nichts. Er wird auch nicht so viel verdienen, aber vermutlich lässt sein Daddy ihm zusätzlich etwas zukommen. Jeremy hat ständig irgendwelche neuen schnellen Autos und sonstigen teuren Firlefanzen, trägt die feinsten Klammotten und wertvolle Uhren. Dabei hat er noch nicht einmal eine eigene Wohnung. Er wohnt zurzeit im Gästezimmer seines Vaters hier im Institut!«

»Der scheint schon eher in Frage zu kommen«, konstatierte Justus. »Meinst du, er könnte auch Kontakte zum illegalen Kunstmarkt pflegen?«

»Bei dem kann ich mir alles vorstellen«, sagte Emilia mit ernstem Blick. »Ich glaube, der war auch schon im Gefängnis.«

»Dann sind wir mit der Liste doch fast durch«, stellte Justus fest und blickte zu Bob.

»Elaine Carter steht hier noch«, sagte Bob.

»Elaine ist in Ordnung«, war sich Emilia sicher. »Sie ist Mitte dreißig und unsere Expertin für ethische Fragen. Sie hat Soziologie studiert und Philosophie. Sie lebt mit ihrer Frau in

Venice. Sie ist wie eine Art Ersatz-Mama für mich. Meine Eltern leben ja in San Diego.«

»Und du wohnst auch hier beim Professor?«, hakte Peter nach.

»Solange ich arbeite, schon«, erwiderte Emilia. »Die Ferien verbringe ich dann mit meinen Eltern. Und ab und zu auch die Wochenenden.«

»Und ist das nicht recht einsam hier für dich ohne gleichaltrige Freunde?«, meinte Bob.

»Oh ich habe jede Menge Freunde in San Diego, mit denen ich eben dann Zeit verbringe, wenn ich dort bin«, entgegnete Emilia. »Und übers Internet halten mich meine besten Freundinnen Alex und Theresa stets auf dem Laufenden, was so zuhause passiert, wenn ich hier in Santa Monica bin.«

»Und der Professor ist dann eine Art Ersatzvater?«, vermutete Justus. »Ich meine, er ist für dich verantwortlich, solange du hier bist.«

»Ja, aber er behandelt mich eher wie eine Kollegin«, erklärte Emilia. »Auf Augenhöhe, wenn ihr versteht, was ich meine. Nicht wie die anderen. Er hat mich vor zwei Jahren ans Institut geholt.«

»Was heißt *nicht wie die anderen*?«, fragte Peter.

»Na als Wunderkind. Ich hasse diesen Ausdruck, wie gesagt«, erwiderte Emilia. »Aber die Leute sehen das so. Sie vergessen dabei jedoch, dass ich auch ein Kind bin und mich auch so benehmen will. Ich arbeite daher weitgehend allein. Die

anderen Mitarbeiter nehmen mich entweder nicht für voll oder sie haben Angst vor mir.«

»Das kann ich sehr gut nachvollziehen«, sagte Justus voller Verständnis, ging es ihm zuweilen doch selbst genauso.

»Gut, dass der Professor dich dann zumindest gut umsorgt«, meinte Peter.

»Das tut er«, bestätigte Emilia.

»Und wie steht er finanziell da?«, wollte Justus wissen.

»Sehr gut, soviel ich weiß«, erwiderte Emilia. »Er hat selbst eine beachtliche Kunstsammlung, viele wertvolle Originale. Der hat es nicht nötig, Fälschungen anzufertigen.«

»Aber da wäre ja noch sein Sohn, der offenbar über seine Verhältnisse lebt und der, wie du ja sagtest, bereits Kontakte ins kriminelle Milieu hatte«, erinnerte Justus. »Den sollten wir als erstes unter die Lupe nehmen.«

»Willst du ihn beschatten?«, fragte Peter missmutig. Er hatte keine große Lust darauf, stundenlang im Auto zu sitzen und zu warten. So verlief der größte Teil solcher Observationen.

»Warum nicht? Er könnte uns direkt zu seinem Hehler führen und wir wären schon fast am Ziel«, spann Justus den Faden weiter. »Die Chance können wir uns doch nicht entgehen lassen.«

»Das sehe ich auch so«, meinte Bob. »Diese Spur ist sicher am aussichtsreichsten.«

»Also gut, überstimmt«, meinte dann auch Peter. »Aber wir nehmen meinen MG. Nach Observationen in Bobs Käfer spüre ich anschließend drei Tage meine Beine nicht mehr.«

»Gut, dann hängen wir uns heute Abend mit dem MG an Jeremy dran«, bestätigte Justus. »Weißt du, wie lange er für gewöhnlich arbeitet, Emilia?«

»Jeremy? Lass mich überlegen«, entgegnete Emilia. »Meistens so bis sechs Uhr. Dann isst er fast immer mit mir und dem Professor zu Abend. Danach fährt er meistens weg in seinem schwarzen Ford Mustang.«

»Dann legen wir uns so ab sieben Uhr auf die Lauer«, bestimmte Justus den Plan. »Er parkt in der Tiefgarage?« Emilia nickte.

»Und was tun wir in der Zwischenzeit?«, fragte Peter etwas gelangweilt.

»Na was wohl? Hast du deine Physiknote vergessen?«, fragte Justus provokant. »Wir machen jetzt schön brav unsere Reportage über das Wunderkind Emilia Sanchez.«

Andy stellt sich vor

»Ich kann euch ja als erstes mal unseren Chef vorstellen«, schlug Emilia vor. »Er müsste sich eigentlich in seinem privaten Wohnbereich aufhalten. Heute ist sein freier Nachmittag, den er sich eisern vorbehält. Jeden Mittwoch.«

»Aber dürfen wir ihn dann überhaupt stören?«, wandte Peter ein. Er musste an seinen Vater denken, der sich an freien Tagen jegliche berufliche Störung strikt verbat.

»Ach was«, meinte Emilia nur. »So pingelig ist er nicht. Wenn wir gerade stören, dann sagt er das frei heraus. Da ist er sehr pragmatisch.« Sie griff zum Telefonhörer und tippte drei Zahlen ein, dann wartete sie kurz.

»Ja, Herr Professor?«, sagte sie dann. »Dürften wir Sie kurz stören? Die Jungs von der Rocky Beach High School sind jetzt da und ich würde sie Ihnen gerne kurz vorstellen.« Sie hörte kurz zu. »Ach ja? Ist gut, bis gleich.« Sie legte auf.

»Und hat er Zeit?«, fragte Bob.

»Ja, er kommt gleich hierher. Er muss nur noch kurz mit Captain Trust sprechen«, sagte Emilia. »Wir können ja schon beginnen. Was interessiert euch und eure Mitschüler denn am meisten?«

»Also ganz ehrlich«, begann Peter und Justus setzte den Satz fort.

»Am allermeisten interessiert uns...«, sagte er und Bob fiel ihm ins Wort.

»Natürlich Andy, der Android!«, rief Bob.

»Dürfen wir ihn sehen?«, fragte Peter.

Emilia lächelte und griff erneut zum Telefonhörer. Diesmal drückte sie nur eine Taste.

»Andy? Kommst du bitte ins Labor, wenn du Zeit hast?«, sagte sie mit leiser Stimme und legte den Hörer wieder auf.

»Andy entscheidet autonom, ob er gerade seine Beschäftigung unterbrechen will oder nicht.« Wenige Sekunden später öffnete sich die Tür zu einem Nebenraum. Andys Quartier, wo erst sich die meiste Zeit des Tages aufhielt.

Ein junger Mann, etwa Mitte zwanzig, mit kurzem blondem Haar trat ein – so schien es. Der Android sah so realistisch aus, dass den drei Detektiven vor Staunen der Mund offen stehen blieb.

»Hallo«, sagte der Android in einer sehr angenehmen Stimme. »Ich bin Andy. Ich bin ein menschenähnlicher Roboter.« Er streckte Justus die Hand entgegen, der sie etwas zurückhaltend schüttelte.

»Fühlt sich vollkommen echt an«, staunte er. »Äh... ich bin Justus Jonas.«

»Ich habe ihm beigebracht, immer gleich bei seiner Vorstellung klarzustellen, dass er kein Mensch ist. Das beugt unnötigem Ärger und Irritationen vor«, erklärte Emilia.

»Menschen fühlen sich oft überrumpelt, wenn sie erst später erfahren, dass sie es mit einem Androiden zu tun haben«, fuhr Andy fort. »So weiß jeder sofort Bescheid. Justus Jonas? Dann seid ihr die drei Detektive aus Rocky Beach, die drei ??? ?«

»Erstaunlich, Andy kennt uns?«, sagte Bob verblüfft. »Hast du ihm von uns erzählt?«

»Aber nein«, erklärte Emilia. »Er hat die Information, die ihm Justus gegeben hat, nur mit ihm bekannten Fakten aus dem Internet verknüpft und die logische Schlussfolgerung gezogen. Vermutlich gibt es einen oder mehrere Artikel über euch im Netz?«

»Ja, sicher«, bestätigte Bob.

»Natürlich!«, meinte nun auch Justus. »Er kannte meinen Namen aus dem Internet als einen der drei Detektive. Gleichzeitig stehen hier noch zwei weitere Jungs. Er zieht völlig selbstständig die absolut logische Schlussfolgerung, dass es sich dabei um die beiden anderen Detektive handeln muss. Genial!«

»Es wäre allerdings gut, wenn Andy das für sich behalten würde«, meinte Peter. »Sonst weiß gleich das ganze Institut, dass wir Detektive sind.«

»Andy hat schon verstanden, dass diese Information geheim ist«, sagte Emilia gelassen. »Nicht wahr, Andy?«

»Welche Information denn?«, sagte Andy und lächelte.

»Alle Achtung!«, rief Bob. »Er hat ja sogar Sinn für Humor!«

»Oh ja«, nickte Emilia. »Frage nicht, was das für eine Arbeit war!«

»Aber kann Andy denn nun alles, was auch ein echter Mensch kann?«, stutzte Peter.

»Im Prinzip schon«, sagte eine sonore Männerstimme hinter ihm. »Verzeiht, dass ich mich so hereingeschlichen habe, aber ihr wart so fasziniert von Andy... Ich bin Professor Steven Parker. Ich leite das CRCAI.«

»Sehr erfreut, Sir«, sagte Justus lächelnd. »Ich bin Justus Jonas und das hier sind meine Mitschüler Peter Shaw und Bob Andrews. Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass wir erm... dass wir die Reportage über Emilia machen dürfen.« Um ein Haar hätte Justus sich vor lauter Aufregung verplappert.

»Aber ich bitte euch, das ist doch gute Publicity für uns«, meinte der Professor lachend. »Es gibt leider noch immer viel zu viele Menschen, die unserer Arbeit sehr skeptisch gegenüber stehen. Die künstliche Intelligenz wird zuweilen als Bedrohung empfunden.«

»Verständlich«, meinte Peter. »Wenn man das hier so sieht, kann einem schon etwas mulmig werden. Sie sagten, Andy kann im Prinzip alles, was auch ein Mensch kann?«

»Wenn man ihm es beibringt«, meinte Emilia gelassen. »Es ist wie bei echten Menschen, nur eben, dass Andy sehr viel schneller lernt. Und dabei oftmals sogar Techniken selbständig weiter entwickelt, das unterscheidet die künstliche Intelligenz von einem simplen Computer, der nur Befehle ausführt.«

»Faszinierend!«, rief Bob.

»Und das Beste ist, dass Andy anders als Menschen täglich nur etwa eine Stunde Regenerationszeit benötigt, in der sein

Akku geladen und sein System gebootet wird«, ergänzte der Professor.

»Gebootet?«, fragte Peter.

»Ja, neu gestartet«, erklärte Emilia. »Das passiert täglich um sechs Uhr morgens. Andy ist natürlich so konzipiert, dass er alle nötigen Wartungsvorgänge selbst erledigt. Wenn er irgendwann mit echten Menschen zusammenarbeiten soll, muss er möglichst pflegeleicht sein, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»Du meinst, es wird bald soweit sein, dass in der normalen Arbeitswelt die Androiden Einzug halten?«, staunte Bob.

»Ganz bestimmt sogar«, war sich der Professor sicher. »Die KI wird alles verändern. Wir stehen vor einer Zeitenwende.«

Es klopfte an die Tür und hereinkam eine blonde Frau Mitte dreißig.

»Hallo Emilia«, sagte sie lächelnd. »Du hast Besuch?«

»Ja, das sind Justus, Bob und Peter aus Rocky Beach«, antwortete Emilia. »Sie machen eine Reportage über mich für die Schule.«

»Hallo Jungs«, begrüßte die blonde Frau nun auch die drei ??? . »Ich bin Elaine Carter. Ich kümmere mich um die ethischen Fragen im Umgang mit der künstlichen Intelligenz.«

»Dann bringen Sie es Andy bei, zum Beispiel so höflich zu Fremden zu sein?«, fragte Bob.

»Untere anderem«, nickte Elaine.

»Aber dass viele Menschen Angst davor haben, eines Tages von einem Roboter ersetzt zu werden, finde ich schon nachvollziehbar«, meinte Peter. »Immerhin braucht doch jeder

einen Job. Was tun wir den ganzen Tag, wenn plötzlich alle Arbeiten von Robotern erledigt werden?«

»Diese Frage wird bereits ernsthaft diskutiert«, berichtete Elaine Carter. »Experten verschiedenster Fachgebiete beschäftigen sich damit, um die sozialen Probleme bewältigen zu können, die mit der zunehmenden Automatisierung der Arbeitswelt zwangsläufig einhergehen.«

»Und sind sie schon zu Ergebnissen gelangt?«, wollte Bob wissen, der sich nebenher fleißig Notizen machte für die Reportage.

»Ja, aber die Ansätze sind durchaus unterschiedlich«, entgegnete Elaine. »Darüber müsst ihr euch mal gesondert mit mir unterhalten. Jetzt muss ich aber mit Andy trainieren. Wir haben ein ehrgeiziges Pensum.« Sie verschwand mit dem Androiden im Nebenraum.

»Kein Problem«, rief ihr Justus hinterher. »Wir sind ja noch länger da.«

»Wir setzen uns selbstverständlich auch mit den ethischen und sozialen Fragen, die die künstliche Intelligenz aufwirft, intensiv auseinander«, betonte der Professor nochmals. »Die KI soll Partner des Menschen sein, nicht Konkurrent. Ihn physisch und psychisch unterstützen und so zu einer friedvollen und sicheren Gesellschaft beitragen. Das wurde auch weltweit als Ziel unserer Forschungsarbeit ausgegeben.«

»Und das werden wir auch erreichen«, war Emilia sicher.

»Dann hoffen wir mal, dass du recht behalten wirst«, sagte Justus andächtig.

Zwölf Riesen

(7)

»Mann!«, rief Peter genervt. »Wie lange warten wir jetzt schon?« Er saß mit Justus und Bob in seinem MG vor dem Institut und wartete nun schon etwas über eine halbe Stunde darauf, dass Jeremy Parker mit seinem Ford Mustang losfuhr.

»Geduld, Zweiter«, mahnte Justus. »Er wird sicher gleich losfahren. Und dann heißt es dranbleiben. Der Peilsender, den wir an seinem Mustang befestigt haben, wird uns dabei gute Dienste leisten.«

»Hast du ihn schon auf dem Schirm?«, fragte Bob und Justus zeigte auf einen kleinen blauen Punkt auf seinem Handydisplay, der genau auf dem Institut ruhte in der angezeigten Karte. »Da, er bewegt sich!«

»Tatsächlich!«, rief Justus. »Er fährt los, Motor an, Zweiter!« Peter startete den Motor und machte sich bereit.

Mit einem ziemlichen Tempo kam der schwarze Mustang die Auffahrt der Tiefgarage herauf geschossen, bremste kurz und drängelte sich dann mit quietschenden Reifen in den laufenden Verkehr der Ocean Avenue. Er fuhr in rasantem Fahrstil ein Stück Richtung Norden, um dann rechts in den Santa Monica Boulevard abzubiegen. Peter folgte in einigem Abstand. Justus konnte sehen, dass Jeremy zunächst immer weiter geradeaus

fuhr Richtung Beverly Hills. Doch plötzlich auf Höhe der Siebzehnten Straße hielt er an.

»Er hat angehalten, Ecke Siebzehnte«, sagte Justus.

»Das kenn ich«, sagte Peter. »Da sind die ganzen Autohändler, da war ich schon öfter. Ob er sich nach einem neuen Wagen umsehen will?« Und tatsächlich, als die drei Detektive die Stelle erreicht hatten, fanden sie wirklich einen Autohändler neben dem nächsten. Dazwischen befand sich allerdings auch eine kleine Snack-Bar namens *Willy's Diner*. Eben dort sahen sie Jeremys schwarzen Mustang geparkt. Justus lotste Peter auf den Parkplatz des Diners.

»Und was machen wir jetzt? Sollen wir reingehen?«, fragte Peter.

»Ich frage mich, was er hier will«, murmelte Justus. »Er hat doch gerade erst zu Abend gegessen.«

»Ja, wir aber nicht«, fiel Bob ein, dass er doch ziemlichen Hunger hatte inzwischen. »Warum gehen wir nicht einfach rein, setzen uns an den Nebentisch und essen eine Kleinigkeit? Dann finden wir sicher auch heraus, was Jeremy hier will.«

»Wenn ich das vorgeschlagen hätte, hätte es wieder geheißen, typisch«, stimmte Justus zu, der es leid war, dass ihm nachgesagt wurde, er denke immer nur ans Essen, nur weil er ein paar Pfunde zu viel auf der Waage hatte. »Aber wenn du das sagst, kann man wohl getrost von einer guten Idee sprechen. Also dann los!«

Sie betraten den Diner und hielten nach Jeremy Ausschau, der – so hatte es Emilia ihnen gesagt – frappierende Ähnlichkeit

mit dem Androiden Andy haben sollte. Das war freilich kein Zufall, hatte doch einst der Professor seinen Sohn als optisches Vorbild für den Androiden hergenommen. Tatsächlich gab es nur eine winzige Kleinigkeit, an der man beide leicht unterscheiden konnte: Jeremy hatte ein großes Muttermal auf seiner linken Wange, das Andy fehlte.

Jeremy saß allein am letzten Tisch auf der linken Seite. Als sie ihn sahen, erschrakten die drei Detektive ein wenig, weil er Andy tatsächlich zum Verwechseln ähnlich sah, bis auf das Muttermal, welches sie jedoch auch deutlich erkennen konnten. Sie ließen sich natürlich nichts anmerken und setzten sich unauffällig an den vorletzten Tisch auf der linken Seite, der glücklicherweise frei war. Die Kellnerin kam und brachte Jeremy einen Erdbeershake. Dann wandte sie sich den drei ??? zu, um deren Bestellung aufzunehmen.

»Also ich nehme den Cheeseburger XXL mit Jalapenos und Pommes«, verkündete Justus.

»Für mich bitte das Gleiche, aber ohne Jalapenos«, bestellte auch Bob. Nur Peter rümpfte etwas die Nase.

»Ich nehme bitte nur einfach eine große Portion Pommes mit Currysauce«, meinte er schließlich und bemerkte, dass seine Freunde ihn fragend anblickten. »Was denn? Man muss nicht jeden Tag Fleisch essen.«

»Aha«, sagte Bob. »Seit wann denn das?«

»Hat Kelly das gesagt?«, vermutete Justus.

»Und wenn schon«, sagte Peter beleidigt. »Wo sie recht hat, hat sie recht. Wir essen viel zu viel davon.«

»Das mag schon sein, aber können wir das später diskutieren?«, sagte Bob betont leise und rollte die Augen. »Da kommt gerade so ein Typ herein, jetzt könnte es interessant werden.«

Ein Mann in einer schwarzen Lederjacke, blauer Jeans und Cowboystiefeln hatte den Diner betreten und blickte sich um. Er war vielleicht um die vierzig, hatte kurzes schwarzes Haar und eine breite Narbe auf der rechten Wange. Alles in allem sah er nicht so aus, als ob mit ihm zu spaßen wäre. Schließlich sah er Jeremy sitzen und ging zu ihm. Justus legte sein Handy unauffällig auf den Tisch und startete die Aufnahmefunktion.

»Da bist du ja«, sagte der Mann in schroffem Tonfall und setzte sich zu Jeremy an den Tisch. »Dein Glück. Eddy hat gewettet, du würdest nicht kommen. Aber ich habe ihm gesagt, der Jeremy ist nicht so einer. Der steht zu seinem Wort. Wie sieht es denn nun aus mit meinen Mücken?«

»Du musst mir noch einen kleinen Aufschub gewähren«, sagte Jeremy flehentlich. »Nur zwei Tage, Tony. Am Samstag werde ich alles zurückzahlen, das schwöre ich.«

»Hab ich das Zählen verlernt?«, grinste Tony herablassend. »Donnerstag, Freitag, Samstag. Sind das nicht drei Tage? Drei zu viel, wenn du mich fragst...« Er sprang auf und packte Jeremy am Hemdkragen. »Wenn du mich verscheißern willst, sage ich dir gleich, lass es lieber! Das ist noch keinem gut bekommen.« Er ließ ihn los und setzte sich wieder. »Also ich will mal nicht so sein. Samstag. Letzte, aber wirklich allerletzte Chance. Um acht Uhr, wieder hier. Dann liegen die zwölf Riesen vollständig auf der Tischplatte da. Alles klar?«

»Zwölf?«, erschrak Jeremy. »Es waren doch zehn.«

»Tja, zehn wären es heute gewesen, Samstag sind es zwölf«, grinste Tony höhnisch und stand auf. »Klar?«

»Klar«, sagte der völlig erblasste Jeremy kleinlaut.

»Asta la vista«, sagte Tony und verließ das Lokal.

Jeremy trank seinen Shake zügig aus und wandte sich ebenfalls zum Gehen. Peter wollte schon aufspringen, doch Justus hielt ihn zurück.

»Lass mal, Zweiter«, sagte er betont leise und stoppte die Aufnahme. »Ich denke, wir haben erst einmal genug gehört. Wenn wir jetzt überstürzt aufbrechen, ohne gegessen zu haben, fliegen wir womöglich auf. Und außerdem haben wir ja den Peilsender.«

»Ach was«, sagte Peter und grinste. »Du willst ja nur den Cheeseburger nicht verkommen lassen, stimmt's?«

»Ein allenfalls sekundärer, aber letztlich nicht zu vernachlässigender Punkt«, gestand Justus. »Wäre doch schade drum. Von wegen Nachhaltigkeit.«

Während sie aßen, hatte Justus immer einen Blick auf sein Handy. Jeremy fuhr den Boulevard weiter bis nach Beverly Hills und hielt schließlich auf Höhe des Rodeo Drive.

»Ich glaube, er hat wieder geparkt«, stellte Justus fest. »Wir sollten uns langsam auf den Weg machen.«

Die Jungs aßen schnell die letzten Reste ihrer Mahlzeit und bezahlten bei der Kellnerin. Dann beeilten sie sich zurück in den MG zu kommen, um die Verfolgung wieder aufzunehmen. Doch Jeremys Mustang stand nach wie vor am Rodeo Drive, als

sie in Beverly Hills eintrafen. Direkt daneben befand sich eine kleine Bar.

»*Mirage Lounge*«, las Peter über der Eingangstür. »Da kommen wir aber nicht rein unter einundzwanzig.«

»Das müssen wir auch nicht«, meinte Justus gelassen. »Aber es wäre schon interessant zu wissen, ob er noch jemanden trifft, und falls ja, wen. Da an der Seite ist doch ein Fenster. Vielleicht können wir etwas sehen.« Justus stieg aus und ging ein Stück die Einfahrt zum Nachbargrundstück hinein. Und tatsächlich konnte man durch ein großes Fenster sehen, wie Jeremy allein an der Bar saß, vor sich ein Glas mit Eiswürfeln und einer bräunlichen Flüssigkeit, vermutlich Whisky.

»Er ist allein«, stellte Justus fest, nachdem er zurück zum Wagen gegangen war. »Dann behalten wir jetzt einfach seinen Wagen im Auge. Solange wird er ja nicht bleiben, schließlich kann er nicht mehr als einen Drink nehmen, wenn er noch fahren will.«

Tatsächlich verließ Jeremy nach etwa einer halben Stunde wieder die Bar und machte sich auf den Weg zurück nach Santa Monica, seine Beobachter in sicherem Abstand hinterher. Doch Jeremy fuhr geradewegs zurück ins Institut.

»Tja, Freunde, das war's wohl für heute«, meinte Justus und klang fast ein wenig enttäuscht. Dabei hatten die Detektive doch sehr viel erreicht. Klar wäre es noch besser gewesen, wenn Jeremy sie direkt zu einem Komplizen geführt hätte. Aber so wussten sie zumindest, dass er in großen finanziellen Schwierigkeiten steckte und am Samstag 12.000 Dollar zurückzahlen

sollte, die er aber wohl allem Anschein nach nicht hatte. Damit hatte er auf jeden Fall ein einschlägiges Motiv und war natürlich Hauptverdächtiger im Hinblick auf die Fälschungen.

Sie fuhren zurück nach Rocky Beach und verabredeten sich für den nächsten Tag. Sie wollten gleich nach der Schule zum Institut aufbrechen, um ihre Ergebnisse mit Emilia zu besprechen.

Die geheimnisvolle Fremde

»Hast du die Stimme vielleicht erkannt?«, fragte Justus, nachdem er Emilia die Aufzeichnung des Gesprächs im Diner auf seinem Handy vorgespielt hatte. Sie hatten sich wieder in der Eisdiele getroffen, da ja im Institut keine Handys zugelassen waren.

»Nein, diese Stimme habe ich noch nie gehört«, meinte Emilia und runzelte die Stirn.

»Schade«, murmelte Justus.

»Aber das ist doch der Beweis«, rief Emilia begeistert. »Jeremy ist der, den wir suchen.«

»Es sieht ganz danach aus, aber ein Beweis ist das noch lange nicht«, bremste sie Justus etwas. »Bis jetzt wissen wir nur, dass er diesem Tony 12.000 Dollar schuldet.«

»Und dass er sie am Samstag zurückzahlen will«, ergänzte Bob.

»Du meinst *muss*«, korrigierte ihn Peter. »Er *muss* am Samstag zahlen, sonst ergeht es ihm schlecht. Diesem Tony ist alles zuzutrauen, ich möchte nicht in Jeremys Haut stecken.«

»Ganz recht, am Samstag muss er zahlen«, wiederholte Justus. »Und das bedeutet was?«

»Nun sag schon!«, drängte Peter, der keine Lust hatte auf Ratespielchen.

»Das bedeutet, dass er sich das Geld bis dahin irgendwie besorgen muss«, kombinierte Emilia.

»Exakt!«, rief Justus. »Du würdest eine gute Nachwuchsdetektivin abgeben, Emilia.« Sie lächelte. »Ganz recht, er muss sich das Geld besorgen. Und bei dieser Summe, kann ich mir auch nicht vorstellen, dass er es so schnell auf legale Weise beschaffen kann.«

»Klar, wenn er einfach zur Bank gehen könnte und einen Kredit aufnehmen, bräuchte er sich nicht Geld von so einem schmierigen Typen leihen«, folgerte Peter.

»Ja aber das heißt doch im Prinzip, dass wir uns die nächsten Tage nur an ihn dranhängen müssen«, erkannte Bob. »Dann sehen wir ja, wenn er irgendein Ding dreht.«

»Vielleicht verkauft er ja ein Gemälde?«, mutmaßte Peter.

»Das wäre natürlich möglich«, meinte Justus. »Emilia, bist du eigentlich mit Andys Gedächtnis weitergekommen?«

»Bin ich«, sagte Emilia stolz. »Ich habe Andy eine verborgene Spionagesoftware aufgespielt, die mir seine Erinnerungen laufend auf einen externen Server kopiert. Alle 24 Stunden macht das System einen Abgleich, ob die gespeicherten Daten mit denen aus Andys Speicher identisch sind. Wenn es nicht übereinstimmen sollte, kann man die Sequenzen dann in Echtzeit verfolgen und Abweichungen bis auf die Sekunde genau nachweisen.«

»Toll«, sagte Peter. »Und hast du schon einen Abgleich gemacht?«

»Ja klar, um auszuprobieren, ob es funktioniert«, sagte Emilia. »Dazu habe ich selbst eine Erinnerungssequenz gelöscht. Die wurde dann auch angezeigt. Aber sonst gab es keine Abweichungen seit gestern. Das heißt, wir können sicher davon ausgehen, dass Andy nicht zu was auch immer missbraucht wurde seit gestern.«

»Dann würden wir jetzt nach Rocky Beach zurückfahren und gleich nach dem Abendessen wieder kommen, um uns wieder an Jeremys Fersen zu heften«, bestimmte Justus das weitere Vorgehen.

»Warum bleibt ihr nicht und esst mit uns zu Abend?«, schlug Emilia vor. »Der Professor hat bestimmt nichts dagegen.«

»Eigentlich eine gute Gelegenheit, Jeremy unauffällig etwas auf den Zahn zu fühlen«, fand Bob und Justus nickte.

»Und auch dem Professor«, ergänzte er.

»Gut, dann sage ich Carla, dass wir Gäste haben zum Essen«, freute sich Emilia. »Das ist unsere Haushälterin.«

»Und ich muss auch zuhause Bescheid geben, sonst ist meine Mum wieder sauer, wenn ich wie gestern einfach nicht zum Essen komme«, erklärte Peter.

»Ja, ich rufe besser auch an«, sagte Bob.

»Die künstliche Intelligenz ist ja wirklich eine spannende Sache, Sir«, versuchte Justus beim Essen, ein Gespräch zu beginnen, das den drei Detektiven weitere Erkenntnisse bringen sollte.

»Geht eure Reportage denn über Emilia oder über die künstliche Intelligenz?«, wollte Professor Parker wissen.

»Eigentlich über Emilia«, räumte Justus ein. »Aber natürlich spielt dabei auch ihrer Tätigkeit hier am Institut eine entscheidende Rolle. Über die künstliche Intelligenz wird auch in der Schule viel gesprochen und diskutiert.«

»Dann hoffe ich sehr, dass wir in positivem Sinne zu dieser Diskussion beitragen können«, entgegnete der Professor. »Die künstliche Intelligenz bietet derlei viele Chancen, dass es für Schulen und Universitäten höchste Zeit wird, regen Gebrauch davon zu machen. Leider gibt es noch viele Vorbehalte. Wir arbeiten hart daran, diese zu zerstreuen.«

»Haben Sie denn gar keine Bedenken, dass jemand die KI missbrauchen könnte?«, fragte Justus geradeheraus.

»Missbrauchen?«, stutzte der Professor. »Aber wozu denn missbrauchen?«

»Für irgendeine illegale Machenschaft«, erklärte Justus. »Jemand könnte die Fähigkeiten der KI für unlautere Zwecke verwenden, um Menschen Schaden zuzufügen.«

»Aber das ist ja gerade das besondere an der KI«, entgegnete Professor Parker. »Sie kann lernen sich rechtschaffen zu verhalten, wie Menschen das eben auch lernen müssen. Andy ist darauf trainiert, dass er niemanden Schaden zufügt.«

»Vorausgesetzt, er kennt den Unterschied«, sagte Justus.

»Welchen Unterschied?«, fragte der Professor.

»Den zwischen gut und böse, schaden oder nicht schaden«, erklärte Justus. »Wenn Andy noch nicht gelernt hat, dass eine

Sache illegal ist, würde er sie doch guten Gewissens ausführen, oder?»

»Von der Seite habe ich das noch nie betrachtet, aber du hast recht«, nickte der Professor. »Er erkennt natürlich nur das als illegal oder sagen wir besser illegitim, von dem er das explizit gelernt hat. Aber keine Sorge, das Strafgesetzbuch und sämtliche juristischen Kommentare dazu beherrscht er bereits. Von daher dürfte der Spielraum für derartigen Missbrauch sehr gering sein.«

»Da könnt ihr ganz beruhigt sein«, meinte auch Jeremy. »Andy macht nur, was man ihm sagt, wenn er es auch mit seinem Rechtskodex vereinbaren kann, und auch nur dann, wenn der Befehl von jemanden kommt, dem er vertraut.«

»Allerdings ist sein Empfinden für Moralität noch in der Erprobungsphase«, schränkte Emilia ein. »Wir haben längst noch nicht alle Aspekte des täglichen Lebens erfasst.«

»Aber das werdet ihr«, sagte der Professor zuversichtlich. »Gut Ding will Weile haben. Irgendwann einmal wird Andy so etwas wie ein Gewissen besitzen. Dann bricht ein neues Zeitalter an.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause, um dann urplötzlich auf Smalltalk umzuschalten. »Und ihr kommt aus Rocky Beach? Schön da. Ich bin dort manchmal am Strand, wenn es mir in Santa Monica zu voll wird.«

»Und letztens waren Sie sicher auch in der *Art Gallery Hall* bei der Perreira-Ausstellung?«, lenkte Justus ihn wieder in die Richtung, die ihn interessierte.

»Da war ich tatsächlich!«, rief der Professor erstaunt. »Woher weißt du das?«

»Nun, Sie haben hier drüben zwei wertvolle Originale von Antonio Perreira hängen«, bemerkte Justus und deutete auf die gegenüberliegende Wand. »Und als Liebhaber werden Sie sich doch eine solche Ausstellung gleich in Ihrer Nähe nicht entgehen lassen.«

»Wirklich scharf kombiniert. Und mit Kennerblick«, sagte Professor Parker anerkennend. »Du solltest Detektiv werden.«

»Kennen Sie sich auch so gut mit Kunst aus?«, wandte sich Bob schnell an Jeremy, damit das Thema Detektivarbeit nicht etwa weiter vertieft wurde.

»Du kannst ruhig *du* sagen«, entgegnete Jeremy grinsend.

»Jeremy?«, rief der Professor. »Der kann einen Rembrandt nicht von einem Picasso unterscheiden. Da ist Hopfen und Malz verloren.«

»Ach was!«, rief Jeremy trotzig. »Ich kann es nur nicht nachvollziehen, dass erwachsene Menschen fünf- oder gar sechsstellige Summen für ein Stück bekritzelter Leinwand bezahlen.«

»Natürlich fände mein Herr Sohn es vernünftiger, das Geld zum Pferderennen zu tragen«, sagte der Professor abschätzig. Jeremy nahm die Serviette und tupfte sich den Mund ab. Dann stand er wortlos auf und verließ den Tisch.

»Tja, wir müssten dann auch bald aufbrechen«, meinte Justus, obwohl sie auch noch nicht zu Ende gegessen hatten. Doch sie durften sich nicht allzu lange Zeit lassen, wenn sie Jeremy weiterhin beschatten wollten.

»Schon gut«, meinte der Professor lächelnd. »Lasst euch nur nicht aufhalten, ich habe auch noch einen Termin.«

Die Jungs standen auf und Emilia begleitete sie zur Pforte. Am Gang trafen sie auf einen etwas älteren Mann im Rollstuhl. Er hatte graues, nach hinten gekämmtes Haar und trug eine Brille sowie einen weißen Laborkittel.

»Hallo Dr Hamilton«, grüßte ihn Emilia lächelnd. »Darf ich Ihnen Justus, Bob und Peter vorstellen? Sie machen eine Reportage über mich.« Der Mann im Rollstuhl lächelte.

»Sehr erfreut, Jungs«, sagte er und nickte den Detektiven zu. »Dann gehört euch der rote Sportwagen draußen auf dem Parkplatz? Ein MGB, ist mir gleich aufgefallen. Ihr müsst wissen, ich sammle Oldtimer. Selber schrauben kann ich leider nicht mehr.«

»Das tut uns leid«, sagte Peter. »Wie viele Oldtimer haben sie denn?«

»Insgesamt acht«, entgegnete Dr Hamilton. »Aber ich fahre sie nur noch selten und dann auch nur als Beifahrer.«

»Aber mit Ihrem Van fahren Sie doch auch selbst?«, wunderte sich Emilia.

»Ja, weil der entsprechend umgebaut ist, so dass ich mit der Hand bremsen und Gas geben kann«, erklärte Dr Hamilton. »Bei den Oldtimern kann ich die Pedale nicht bedienen. Und die auch alle umbauen zu lassen, ist mir zu teuer und zu aufwendig. Ich kann euch meine Sammlung aber gerne mal zeigen, wenn ihr Lust habt.«

»Oh ja, die würde mich sehr interessieren«, erwiderte Peter.

»Ein andermal gerne«, sagte Justus. »Aber jetzt müssen wir ganz dringend etwas erledigen.« Die Detektive nickten höflich und wandten sich zum Gehen.

»Immer in Eile, die Jugend«, meinte Dr Hamilton nur und blickte ihnen nach.

»Das hättest du uns sagen müssen«, wandte sich Justus leise an Emilia, als sie außer Hörweite waren.

»Was sagen müssen?«, wunderte sich Emilia.

»Dass Dr Hamilton ein so kostspieliges Hobby pflegt«, wurde Justus deutlicher. »Acht Oldtimer. Das ist nicht wenig.«

»Ja, die hat er aber über Jahrzehnte gesammelt«, wehrte Emilia ab. »Außerdem verdient er hier sehr gut und war noch nie verheiratet. Das größte an seinem Haus ist die Garage. Macht ihn das denn verdächtig?«

»Wir dürfen keine Spur außer Acht lassen«, meinte Justus. »Und nur weil Dr Hamilton im Rollstuhl sitzt, macht ihn das nicht über jeden Zweifel erhaben.«

An der Pforte erhielten sie ihre Mobiltelefone zurück und Justus aktivierte sofort sein Handy, um zu sehen, ob Jeremy schon das Institut verlassen hatte. Doch ein kurzer Blick beruhigte ihn, der blaue Punkt war beim Institut, Jeremys Mustang stand noch in der Tiefgarage.

»Ich bringe euch noch zu eurem Wagen«, meinte Emilia lächelnd. Am Parkplatz angekommen fiel ihnen eine große schwarze Stretchlimousine auf, die direkt vor dem Eingang des Instituts hielt. Der Fahrer stieg aus und hielt die rechte hintere Tür auf. Dann stieg eine Dame aus, die ganz in schwarz

gekleidet war. Auf dem Kopf trug sie einen modischen kleinen Hut und im Gesicht eine rosa getönte Brille mit riesigen Gläsern. Sie sah kurz zu den Jungs und Emilia herüber und ging dann schnellen Schrittes in Richtung der Pforte. Vom Wachpersonal wurde sie ohne jegliche Sicherheitsmaßnahme durchgewinkt.

»Wer war das denn?«, fragte Justus erstaunt.

»Ich weiß es auch nicht«, sagte Emilia und blickte der Fremden hinterher. »Aber sie war vor ein paar Wochen schon einmal hier. Auch nur beim Professor.«

»Vielleicht haben die beiden etwas miteinander«, mutmaßte Peter.

»Du meinst eine Liebesaffäre? Der Professor?«, stutzte Emilia. »Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Wäre trotzdem interessant, was die beiden zu bereden haben«, meinte Justus mit scharfem Blick. »Emilia, meinst du, du könntest...«

»Was? Sie belauschen?«, fragte Emilia entsetzt. »Aber das macht man doch nicht!«

»Als Detektiv muss man es aber manchmal«, meinte Peter. »Sonst kommt man nie weiter.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, zweifelte Emilia. Dem eher schüchternen Mädchen war deutlich anzumerken, wie unangenehm ihr allein der Gedanke schon war.

»Versuch es einfach, lass dir etwas einfallen«, ermunterte Justus sie. »Es könnte wichtig sein. Wir bleiben einstweilen an Jeremy dran.« Dessen schwarzer Ford Mustang verließ soeben

in scharfem Tempo die Tiefgarage und fuhr Richtung Süden, wieder in einem eher rüpelhaften Fahrstil.

»Ist gut, ich werd's versuchen«, nickte Emilia und winkte, als die drei im MG davonfuhren.

Emilias Ermittlungen

Es war schon fast Mitternacht, als die drei Detektive von ihrer Observierung zurück waren in Rocky Beach. Die Stimmung war gedrückt, hatte doch die mehrstündige Aktion keinerlei neue Erkenntnisse oder Hinweise gebracht. Jeremy war nicht losgezogen, um Geld zu beschaffen. Sie waren keinen Schritt weiter. Aber auch das war eben Teil akribischer Detektivarbeit.

Jeremy war zunächst nach Venice gefahren, wo er eine junge Frau abholte. Dann waren die beiden bis nach Paramount gefahren, wo sie sich in einem Autokino die neueste Liebesromanze angesehen hatten. Offenbar hatte die Frau den Film ausgesucht, ganz zum Leidwesen der drei Detektive, die lieber einen Film mit mehr Action gesehen hätten. Trotzdem hatten sie sich die Schnulze tapfer zu Ende angesehen, drei Reihen schräg hinter Jeremy und seiner Freundin. Sie ließen die beiden keine Sekunde aus den Augen, nur um dann zu beobachten, wie Jeremy seine Angebetete im Anschluss wieder nach Hause brachte und zurück zum Institut fuhr.

»Ich bin so ein Schaf«, sagte Justus urplötzlich, als sie kurz vorm Schrottplatz waren, und schlug sich an die Stirn.

»Wieso das jetzt?«, fragte Bob.

»Ich hätte es wissen müssen«, rief Justus. »Dass sich Jeremy heute das Geld nicht beschaffen wird.«

»Aber wieso?«, stutzte Peter.

»Denkt doch mal nach«, erwiderte Justus. »Er schuldet diesem üblen Gesellen Tony Geld. Sollte er es dann nicht besser heute als morgen zurückzahlen? Aber er bittet ihn um drei Tage Aufschub.«

»Ja? Und?«, fragte Peter.

»Ach so!«, rief Bob. »Ja klar! Wenn Jeremy vorgehabt hätte, sich das Geld heute zu besorgen, hätte er ihn ja nur um zwei Tage Aufschub gebeten und ihn morgen ausbezahlt. Da hätten wir aber auch früher draufkommen können. Das heißt, dass er sich das Geld frühestens morgen, vielleicht sogar erst im Laufe des Samstages besorgen will.«

»Also mir reicht's für heute«, sagte Peter entnervt, nachdem er Justus und Bob beim Schrottplatz aussteigen hatte lassen. »Gute Nacht, bis morgen in der Schule!«

»Bist du auch schon müde, Bob, oder sollen wir noch einmal rekapitulieren?«, fragte Justus und musste dabei auch schon gähnen.

»Da gibt's meiner Ansicht nach nicht viel zu sagen«, meinte Bob. »Wir werden einfach morgen wieder unser Glück versuchen müssen. Wenn er bis Samstag das Geld haben will, wird er etwas unternehmen müssen.«

»Gut, dann machen wir Schluss für heute«, meinte auch Justus. »Morgen können wir zeitiger beginnen, da früher Schulschluss ist.«

»Morgen Nachmittag muss ich allerdings für Sax Sendler ein paar Bänder nach Venice bringen«, meinte Bob. »Aber das kann ich ja nebenbei erledigen.« Bob jobbte jeden Freitag bei Sax Sendler, der in Rocky Beach ein kleines Schallplattenlabel betrieb. In der kleinen Firma war Bob im Prinzip Mädchen für alles. Glücklicherweise gab es an diesem Freitag nicht allzu viel für ihn zu tun.

»Gut, dann fahre ich mit Peter gleich nach dem Mittagessen nach Santa Monica ins Institut und du kommst nach, wenn du von Venice zurück fährst«, legte Justus fest. »Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

»Da seid ihr ja endlich, kommt rein«, begrüßte Emilia den Ersten und den Zweiten Detektiv ungeduldig, die gerade wieder die Eingangskontrolle des CRCIAI passiert und ihre Handys abgegeben hatten. »Wo ist Bob?«

»Der arbeitet noch, kommt aber bald nach«, klärte Peter sie auf. »Was gibt es denn so dringendes?«

»Das Gespräch mit der Frau, die gestern hier war«, begann Emilia. »Ich konnte tatsächlich etwas lauschen. Aber aus dem, was ich gehört habe, bin ich nicht recht schlau geworden.«

»Was hast du denn gehört?«, fragte Justus.

»Sie haben über einen Preis verhandelt, ich konnte aber nicht hören, wofür«, begann Emilia. »Aber es muss etwas sehr Wertvolles sein, sie einigten sich bei 240.000 Dollar.«

»Und wer wollte von wem etwas kaufen?«, fragte Justus.

»Sie von ihm«, erwiderte Emilia. »Sie hat ständig versucht, den Preis zu drücken. Zuerst wollte er dreihundert.«

»Und konntest du hören, wie die Frau hieß?«, hakte Justus nach.

»Eine Madame Delacroix«, sagte Emilia. »So hat der Professor sie genannt. Ich habe bereits im Internet recherchiert. Sie heißt Bernadette Josephine Delacroix und besitzt mehrere große Bau- und Immobilienfirmen. Sie stammt ursprünglich aus Kanada, hat ihren Wohnsitz aber aus steuerlichen Gründen auf die Cayman Islands verlegt.«

»Und sie ist offenbar sagenhaft reich«, erkannte Peter.

»Das kann man wohl sagen«, bestätigte Emilia. »Ihr Vermögen wird auf mehrere Milliarden Dollar geschätzt.«

»Könnte sie irgendeine Leistung des Instituts in Anspruch nehmen, wofür eine solche Summe als Gegenleistung denkbar wäre?«, bohrte Justus nach.

»Möglich wäre es, aber ich habe keine Idee, was das sein sollte«, entgegnete Emilia. »Mit Immobilien haben wir eigentlich nichts zu tun.«

»Es sei denn, sie will mit ihrer Firma irgendetwas für das Institut bauen und versucht den Professor zu bestechen, um den Auftrag zu bekommen«, wandte Peter ein. »Plant das Institut etwas zu bauen?«

»Einen kleinen Erweiterungsbau, soweit ich weiß«, entgegnete Emilia. »Wir brauchen dringend neue Laborräume. Das Institut platzt aus allen Nähten. Aber darum ging es nicht,

glaube ich. Außerdem entscheidet darüber nicht der Professor, sondern ein Gremium, der Verwaltungsrat des Instituts.«

»Oder aber es handelt sich um etwas ganz Persönliches«, kombinierte Justus. »Etwas aus seinem privaten Vermögen... na klar! Er ist ja Sammler! Vielleicht hat sie ihm ein Gemälde abgekauft. Kennst du seine Sammlung?«

»Er hat sie mir schon viele Male gezeigt«, überlegte Emilia. »Die Bilder hängen auch überall in der Wohnung. Ich würde sagen, ich habe einen ganz guten Überblick. Warum?«

»Wenn er ein so wertvolles Stück verkaufen würde, fiel es dir doch sicher auf, oder?«, fragte Justus weiter.

»Ja, bestimmt«, entgegnete Emilia. »Es wäre mir mit Sicherheit aufgefallen. Und das ist es nicht. Also hat er nichts verkauft.«

»Vielleicht ist ja der Kauf noch nicht abgeschlossen«, mutmaßte Justus. »Du solltest die Sammlung auf jedem Fall im Auge behalten.«

»Trotzdem wäre es seltsam«, meinte Emilia nachdenklich. »Er hat noch nie irgendein Stück aus seiner Sammlung verkauft. Es hat viele Jahre gedauert, sie aufzubauen. Und er hat immer nur dazu gekauft. Warum sollte er plötzlich anfangen zu verkaufen?«

»Weil er Geld braucht?«, warf Peter ein.

»Kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Emilia skeptisch. »Er hat ein sehr üppiges Gehalt und wohnt dazu umsonst hier. Er kommt gut zurecht und kann sogar Jeremy regelmäßig unter die Arme greifen. Geldprobleme kennt er nicht.«

»Das Fehlen finanzieller Interessen macht ihn aber noch lange nicht unverdächtig«, stellte Justus klar. »Immerhin interessiert sich unser Professor doch in sehr besonderem Maße für Kunst.«

»Sein Sohn dafür umso weniger«, meinte Peter. »Wo ist der eigentlich?«

»Er arbeitet noch in seinem Labor, nehme ich an«, sagte Emilia. »Oder was er eben Arbeiten nennt.«

»Interessant wird es heute Abend«, meinte Justus. »Wann waren die bisherigen Aufzeichnungslücken nochmal genau?«

»Immer freitags zwischen neun Uhr abends bis etwa ein Uhr und immer mit zwei Wochen Abstand«, erklärte Emilia.

»Dann wirst du heute Abend live verfolgen können, was Andy tut, während wir gleichzeitig Jeremy im Auge behalten«, hoffte Justus. »Heute muss etwas passieren. Ich weiß natürlich noch nicht, wie lange Jeremy unterwegs sein wird, aber es wäre gut, wenn wir uns im Anschluss gleich austauschen könnten. Wie lange bist du denn für gewöhnlich auf?«

»Na hör mal, ich bin doch kein Baby mehr«, sagte Emilia leicht beleidigt. »Am Wochenende darf ich, solange ich will, unter der Woche ist zehn Uhr die Regel. Aber wenn ich noch irgendetwas arbeite, hält mich der Professor eigentlich nie davon ab. Da wird es oft später. Wir können uns also ruhig noch treffen. Schreib mir einfach eine Nachricht. Ich schleiche mich dann durch meinen geheimen Ausgang zu euch auf den Parkplatz.«

»Du kennst einen geheimen Ausgang?«, staunte Justus.

»Ja, durch den Heizungskeller«, strahlte Emilia. »Man muss durch einen Lüftungsschacht kriechen. Er endet dort hinten an der Südseite des Gebäudes. Wenn man nicht allzu dick ist, kommt man locker durch. Sorry, das sollte keine Anspielung sein.«

»Schon gut«, meinte Justus. »Ich weiß wohl um meine Körperausmaße. Kennt den Ausgang außer dir noch jemand?«

»Keine Ahnung. Captain Trust jedenfalls nicht«, war sich Emilia sicher. »Sonst hätte er das Gitter zum Lüftungsschacht schon zuschweißen lassen.«

»Er ist wohl ein sehr penibler Sicherheitschef?«, fragte Justus.

»Das kann man wohl sagen«, bestätigte Emilia. »Er filzt Besucher bis auf die Knochen, wenn es sein muss.«

»Aber diese Madame Delacroix ließ er völlig unbehelligt passieren«, erinnerte sich Justus.

»Da muss er entsprechende Anweisung gehabt haben von ganz oben«, meinte Emilia.

»Also vom Professor höchstpersönlich«, murmelte Justus. »Ob er deshalb gestern bei ihm war?«

»Schon möglich«, entgegnete Emilia. »Aber was hast du denn dauernd mit dem Professor? Ich dachte, Jeremy ist unser Hauptverdächtiger?«

»Ist er auch«, bestätigte Justus. »Und deshalb werden wir uns auch wieder auf die Lauer legen. Heute muss er handeln. Morgen ist Zahltag. Sobald Bob eingetroffen ist, werden wir eine Kleinigkeit essen gehen, und dann sind wir einsatzbereit.«

Hoch gepokert

»Also heute lässt er sich aber extrem viel Zeit«, sagte Peter frustriert, nachdem die drei Detektive schon fast eine Stunde in Lauerposition vor dem Institut verbracht hatten.

»Vielleicht haben wir uns getäuscht und er will doch lieber seinen Vater um das Geld bitten«, mutmaßte Bob.

»Das glaube ich nicht«, zweifelte Justus. »So wie der gestern über Jeremy hergezogen ist, scheint das Geld nicht mehr so locker zu sitzen.«

»Stimmt«, bemerkte Peter. »Er sprach vom Pferderennen. Ob daher Jeremys Schulden stammen?«

»Schon möglich«, meinte der Erste Detektiv.

Just in diesem Moment öffnete sich das Tor zur Tiefgarage und Jeremys schwarzer Mustang tauchte auf. Doch dieses Mal fuhr der Wagen langsam und vorsichtig die Auffahrt hinauf und wartete geduldig, bis er sich langsam in den laufenden Verkehr einordnen konnte.

»Was ist denn mit dem los?«, fragte Bob. »Seit wann fährt der so rücksichtsvoll?«

»Könnte dafür sprechen, dass er irgendein krummes Ding vorhat und auf keinen Fall von der Polizei angehalten werden will«, mutmaßte Peter. »Hast du ihn auf dem Schirm?«

»Klar und deutlich«, sagte Justus. »Also dann, hinterher!« Peter startete den Motor und sie folgten dem Mustang wieder in sicherem Abstand. Diesmal ging es über den Highway in Richtung Downtown Los Angeles. Nach etwa einer halben Stunde hielt der Mustang in einer kleinen unscheinbaren Seitenstraße. Als die drei Detektive in die Straße einbogen, sahen sie Jeremy gerade aussteigen und stoppten in einiger Entfernung, so dass er sie nicht bemerkte. Justus hatte sein Fernglas mitgebracht, um auch aus sicherer Entfernung beobachten zu können.

»Wollen doch mal sehen«, murmelte er und sah durchs Fernglas. »Jeremy geht zu einer grauen zerschlossenen Stahltür. Anscheinend führt sie zu einem Keller. Jetzt klopft er dreimal fest an die Tür. Ein kleines Sichtfenster in der Tür öffnet sich und er sagt etwas. Jetzt geht die Tür auf, ...ein großer, bulliger Kerl in Lederklamotten lässt ihn rein.«

»Und jetzt?«, fragte Peter. »Wie wollen wir herausfinden, was er da drinnen treibt?« Justus überlegte. Gerade kam noch ein weiterer Mann in einem Pontiac an. Auch er klopfte dreimal an die Stahltür, wurde kurz durchs Sichtfenster gemustert und dann eingelassen. Wenige Minuten später kam der nächste.

»Vielleicht klopfen wir auch einfach mal an«, meinte Justus. »Es könnte ja so eine Art Klub sein. Vermutlich illegal, aber womöglich harmlos.«

Sie stiegen aus und gingen langsam zu der Stahltür. Justus klopfte dreimal und nach wenigen Augenblicken öffnete sich das Sichtfenster und die Augen des Türstehers waren zu sehen.

»Was wollt ihr denn hier?«, sagte er schroff.

»Guten Abend, Sir«, begann Justus. »Wir suchen einen Freund von uns und glauben, dass er sich hier...«

»Zieht Leine, sonst setzt es was!«, unterbrach ihn der Türsteher. »Das ist kein Kindergarten hier.« Dann schloss er das Sichtfenster wieder.

»Okay, lasst uns verschwinden«, meinte Peter. »Mit dem ist nicht gut Kirschen essen.«

»Warte doch mal«, bremste Justus, der sich so leicht nicht geschlagen geben wollte. Er deutete auf eine schmale Einfahrt zum Hinterhof. »Vielleicht gibt es ja irgendeine Art Fenster.«

»Willst du etwa einsteigen?«, entsetzte sich Peter. »Just, wenn der Typ uns erwischt,...«

»Dann schmeißt er uns eben raus«, zuckte Justus mit den Achseln. »Aber er wird uns nicht erwischen. Wir passen schon auf, kommt!«

Sie schlichen sich durch die Einfahrt und sahen sich um. Der Hof stand voller Gerümpel, doch an einer freien Wand entdeckten sie den Lichtschacht eines Kellerfensters. Das Fenster war zwar aus Milchglas, so dass man nicht hindurch blicken konnte, es war aber gekippt und es drangen leise Stimmen daraus. Justus legte seinen Finger auf die Lippen. In der Tat musste es wirklich absolut still sein, damit auch nur irgendetwas von den Worten aus dem Inneren zu verstehen war.

»Gehe mit«, hörten sie eine heisere Männerstimme sagen.

»Passe«, etwas leiser eine andere Stimme.

»Gehe mit und erhöhe um weitere Tausend«, schließlich eine Stimme, die den Detektiven bekannt vorkam.

»Gehe mit und will sehen«, sagte die heisere Stimme.

»Drei Buben«, kam die Antwort und der Mann mit der heiseren Stimme polterte los.

»Das gibt es doch nicht! Schon wieder? Ich werde noch verrückt mit dem Kerl!«

»Da wird gepokert, würde ich sagen«, flüsterte Justus.

»Und zwar ziemlich hoch«, nickte Bob.

»Los«, flüsterte Justus. »Zurück zum Auto, bevor noch jemand...«

»Was treibt ihr da?«, unterbrach ihn die raue Stimme des Türstehers, der breitschultrig in der Hofeinfahrt stand.

»Ach, wir haben nur unseren Freund gesucht«, schaltete Justus schnell. »Er muss hier irgendwo sein und er hat sehr viel getrunken, müssen Sie wissen.«

»Ja, wir machen uns echt Sorgen«, spielte auch Bob mit.

»Und seine Eltern werden uns vierteilen, wenn wir ihn nicht finden«, setzte Peter noch eins drauf.

»Wie sieht euer Freund denn aus?«, fragte der Türsteher, der ihnen die Geschichte wirklich abzukaufen schien.

»Blond und etwa so groß wie Sie, Sir, nur nicht ganz so muskulös gebaut.« Justus blickte auf die Oberarme des Türstehers, die dicker waren als Bobs Oberschenkel.

»Ja, man tut, was man kann«, meinte der Türsteher stolz. »Glaub nur nicht, dass das von alleine kommt. Aber euer Kumpel war hier nicht. Und ihr verschwindet jetzt auch besser. Das ist keine Gegend für Jungs in eurem Alter.«

Das ließen sich die drei nicht zweimal sagen und drückten sich an dem Hünen vorbei durch die Einfahrt.

»Los zurück zum Auto«, drängte Peter. »Bevor er sich es anders überlegt.«

»Wir haben ohnehin genug gehört«, sagte Justus, als sie schon fast beim Wagen angekommen waren. »Wir können geduldig warten, bis Jeremy seine illegale Pokerrunde beendet hat.«

»Zumindest wissen wir jetzt, woher er die 12.000 Dollar nehmen will«, meinte Peter.

»Na dann hoffen wir mal, dass er nicht verliert«, unkte Bob.

»Seltsam«, murmelte Justus. »Offenbar war er sich sehr sicher, dass er gewinnt. Aber warum nur?«

»Warum?«, stutzte Peter. »Er ist eben sehr von seinen Pokerkünsten überzeugt. Sonst würde er doch gar nicht spielen. Also ich zumindest spiele nur dann, wenn ich mir einigermaßen sicher bin, dass ich auch gewinnen kann.«

»Du könntest natürlich recht haben«, meinte Justus zögerlich. »Trotzdem finde ich die ganze Geschichte irgendwie seltsam.«

Nach etwa zwei Stunden nervigen Wartens, in denen sich absolut gar nichts tat, öffnete sich die Stahltür schließlich wieder und der erste Spieler verließ die Runde. Vermutlich, weil er kein Geld mehr hatte. Nach weiteren fünfzehn Minuten folgten ihm zwei weitere Männer, die in ihre Wagen stiegen und davonfuhren. Jeremy war noch nicht wieder auftaucht.

»Da!«, rief Peter eine weitere halbe Stunde später. »Jeremy verlässt zusammen mit zwei anderen Männern die illegale Spielhöhle.«

»Ja, und steigt zufrieden in seinen Mustang«, beobachtete Bob. »Anscheinend hat er genug gewonnen, um diesen Tony ausbezahlen zu können.«

Der Mustang startete und fuhr sehr langsam und bedächtig zurück nach Santa Monica. Peter hatte keine Schwierigkeiten ihm zu folgen, musste im Gegenteil sogar aufpassen, dass er nicht zu nahe herankam. Schließlich kannte Jeremy die Jungs ja bereits und sollte sie auf keinen Fall sehen.

»Ich schreibe Emilia eine kurze Nachricht«, meinte Justus. »Sie soll durch ihren Geheimgang zum Parkplatz kommen.«

Nachdem Jeremys Wagen in der Tiefgarage verschwunden war, parkte Peter etwas seitlich des Instituts, um die Wachleute nicht auf sich aufmerksam zu machen. Er hatte gerade den Motor abgestellt, da klopfte es auch schon an die Scheibe. Justus öffnete die Tür und ließ Emilia zu Bob auf den Rücksitz. Sie hatte ihren Laptop bei sich.

»Ich habe Neuigkeiten«, sagte sie mit ernster Miene.

»Wir auch«, entgegnete Justus.

»Okay, ihr zuerst!«, sagte Emilia.

»Wir haben herausgefunden, wie sich Jeremy das Geld besorgen will, respektive bereits besorgt hat«, berichtete Justus. »Wir waren quasi Ohrenzeugen.«

»Und wie hat er es angestellt?«, fragte Emilia neugierig.

»Er hat es beim Pokern gewonnen«, sagte Justus trocken.

»Er war bei einer illegalen Pokerrunde«, ergänzte Bob.

»Wie?«, stutzte Emilia. »Ich verstehe nicht ganz, er auch?«

»Wieso er auch?«, stutzte nun Peter. »Wer denn noch?«

»Ja, das wären meine Neuigkeiten gewesen«, sagte Emilia aufgeregt und klappte ihren Laptop auf. »Ich habe Andy live verfolgt. Hier, seht, was ich aufgenommen habe.« Sie drückte auf eine Taste und am Bildschirm lief ein Video, das offenbar aus einem fahrenden Auto gefilmt worden war, das den Highway Richtung Downtown Los Angeles fuhr.

»Andy ist mit dem Auto weggebracht worden?«, stutzte Justus.

»Schlimmer«, sagte Emilia verzweifelt. »Er ist selbst gefahren. Aber das ist noch nicht nicht alles. Seht weiter.« Sie ließ die Aufzeichnung ein Stück etwas schneller laufen und stoppte wieder. Die drei ??? blickten gebannt auf den Bildschirm. Dann sahen sie das Bild zu den Worten, die sie schon kannten.

»Passe.«

»Gehe mit und erhöhe um weitere Tausend.«

»Gehe mit und will sehen!«

»Drei Buben.«

»Das gibt es doch nicht! Schon wieder? Ich werde noch verrückt mit dem...« Emilia stoppte die Aufnahme und blickte erwartungsvoll zu Justus.

»Andy war also auch bei einer illegalen Pokerrunde«, nickte Justus bedächtig.

»Und stellt euch vor, er hat fast 30.000 Dollar gewonnen«, rief Emilia. »Das ist ja ein Zufall!«

»Zufall?«, meinte Justus skeptisch und blickte zu seinen beiden Kollegen.

»Und die Pokerrunde war *zufällig* in einem Keller in Downtown Los Angeles, nicht wahr?«, bemerkte Bob.

»Soweit ich das lokalisieren konnte, ja«, entgegnete Emilia. »Aber das heißt ja dann...«

»Dass wir die ganze Zeit Andy beschattet haben und nicht Jeremy!«, rief Justus. »Er hat uns an der Nase herumgeführt, uns und alle anderen auch. Ich wette, Andy ist so gut trainiert, dass er beim Pokern gar nicht verlieren kann. Also hat Jeremy ihm ein falsches Muttermal aufgemalt und ihn statt seiner selbst an den Pokertisch geschickt.«

»So muss es gewesen sein«, nickte auch Emilia. »Dabei ist es strikt verboten, dass Andy das Gelände überhaupt verlässt, schon wegen der Versicherung. Autofahren muss er ihm auch beigebracht haben. Nicht zu fassen!«

»Und pokern«, ergänzte Bob.

»Aber kann Andy denn illegales Glücksspiel mit seinem rechtlichen Dingsda vereinbaren?«, fragte Peter.

»Das ist einer der Bereiche, die wir noch bearbeiten«, erklärte Emilia. »Das ist besonders schwierig, da wir hier eine gewisse rechtliche und auch moralische Grauzone vorfinden.«

»Du meinst, weil Glücksspiel, je nach dem, wie es praktiziert wird, legal oder illegal sein kann, legitim oder illegitim, nicht wahr?«, begriff Justus das Dilemma.

»Genau, ein und derselbe Vorgang kann völlig harmloses Spiel oder aber kriminelles illegales Glücksspiel sein«, fuhr

Emilia fort. »Da ist es immens schwierig für Andy, den Unterschied zu erkennen. Leider hat er den illegalen Charakter dieser Pokerrunde nicht erkannt. Da wartet noch viel Arbeit auf uns.«

»Aber ist es denn beim Malen nicht genauso?«, fiel Peter auf.

»Stimmt«, rief Justus begeistert. »Gut erkannt, Kollege! Das Malen kann ebenfalls harmloser Zeitvertreib oder aber eine kriminelle Handlung sein, nämlich dann, wenn ein Bild gefälscht werden soll. Also wird Andy hier ähnliche Probleme haben mit der rechtlichen und moralischen Einordnung. Aber du sagtest, ihr arbeitet gerade daran?«

»Ja und jetzt wird mir auch langsam klar, warum wir seit Monaten auf der Stelle treten«, sagte Emilia mit finsterner Miene.

»Du meinst, jemand sabotiert eure Arbeit, damit Andy weiter pokern und Bilder fälschen kann, ohne ein schlechtes Gewissen dabei zu haben?«, erkannte Justus ihre Gedanken.

»Ganz genau«, nickte Emilia. »Wir hatten viele Pannen in letzter Zeit. Immer wieder sind Daten verschwunden, Server sind plötzlich ausgefallen. Wir haben schon Witze gemacht über schlechtes Karma und waren echt am verzweifeln. Das war also alles Jeremy! Ich muss unbedingt den Professor informieren. Das kann er ihm nicht durchgehen lassen!«

»Moment«, sagte Justus in besonnenem Ton. »Nicht so voreilig. Was ist, wenn die Fälschungen und die Sabotage nicht auf Jeremys Konto gehen?«

»Wer soll es denn sonst gewesen sein?«, fragte Emilia erstaunt.

»Wer Kunstwerke fälscht oder mit gefälschter oder gestohlener Kunst Handel treibt, kennt sich in aller Regel gut aus mit der Materie«, erklärte Justus. »Und das trifft auf Jeremy eindeutig nicht zu. Und seine Kontakte zur Unterwelt sind auch ganz andere als der illegale Kunstmarkt. Dort tummeln sich Leute mit sehr viel Geld und keine Kleinkriminellen, die in irgendeinem Kellerloch Pokerrunden veranstalten.«

»Wir suchen also einen Kunstkenner mit Kontakten zur Welt der Reichen und Schönen«, konstatierte Peter.

»Du denkst an den Professor?«, erkannte Bob die Gedanken des Ersten Detektivs. »Dann wäre es in der Tat nicht ratsam, ihn über Jeremys Aktion in Kenntnis zu setzen.«

»Und was sollen wir dann tun?«, fragte Emilia ratlos. »Wir können Jeremy doch nicht einfach durchkommen lassen damit.«

»Müssen wir ja nicht«, beruhigte sie Justus. »Aber er läuft uns ja auch nicht weg. Die Beweise sind gesichert und die nächste Pokerrunde erst in zwei Wochen. Wenn wir ihn jedoch jetzt aufliegen lassen, wecken wir nur schlafende Hunde, was die Gemälde betrifft. Es würde herauskommen, dass wir ihn beschattet haben. Unbequeme Fragen würden gestellt und letztlich wäre unser Inkognito in Gefahr. Es wäre aber sehr von Vorteil, wenn wir unsere Ermittlungen weiterhin verdeckt führen könnten.«

»Gut, ihr habt mich überzeugt«, meinte Emilia schließlich. »Und wie gehen wir jetzt weiter vor?«

»Du musst dir Andys Aufzeichnungen der letzten Monate nochmals genauer ansehen«, beschloss Justus. »Es muss außer den Lücken für die Pokerrunden noch weitere Auffälligkeiten geben. Irgendwann muss Andy die Bilder, die bereits auf dem Markt aufgetaucht sind, ja auch gemalt haben.«

»Ist gut, das werde ich«, sagte Emilia zu.

»Und wir werden uns morgen als erstes diese geheimnisvolle Madame Delacroix vornehmen«, beschloss Justus. »Vielleicht finden wir ja heraus, wofür die Dame so viel Geld ausgeben möchte. Wir melden uns dann bei dir.«

»Gut, ich muss dann auch wieder rein, bevor die merken, dass ich ausgebüxt bin«, meinte Emilia und Justus ließ sie aussteigen. »Gute Nacht, bis morgen!«

»Gute Nacht!«

Madame lässt bitten

Am nächsten Morgen trafen sich die drei Detektive in ihrer Zentrale auf dem Schrottplatz zu einer Lagebesprechung.

»Ich lese ja normalerweise nie die Klatschspalten«, berichtete Bob, der sich jeden Morgen die Tagespresse vornahm. »Aber heute hat es sich gelohnt.«

»Stand tatsächlich einmal etwas Interessantes darin?«, wunderte sich Justus.

»Über unsere Madame Delacroix, ja«, bestätigte Bob. »Sie ist seit vorgestern in der Stadt und tritt morgen Abend in einer großen Spendengala in der *Hollywood Bowl* auf. Sie ist wohl eine der Initiatorinnen.«

»Das hilft uns jetzt aber nicht viel weiter«, meinte Justus etwas enttäuscht.

»Ich war ja noch nicht fertig«, raunzte Bob. »Es stand auch da, dass sie in Hollywood im *Plaza Inn Hotel* abgestiegen ist.«

»Dann können wir ihr ja einen kleinen Besuch abstatten«, schlug Justus vor.

»Um ihr was zu sagen?«, wunderte sich Peter. »Hallo, das Bild, das sie kaufen wollen, ist gefälscht?«

»So in etwa, ja«, sagte Justus. »Wir spielen mit offenen Karten und hoffen, dass sie im Gegenzug auch etwas preisgibt, was uns weiterhilft. Und wenn nicht, haben wir zumindest

insoweit unsere Pflicht getan, dass wir das potentielle Opfer auf einen drohenden Betrug hingewiesen haben.«

»Aber wecken wir damit nicht die schlafenden Hunde, die wir ja eigentlich nicht stören wollten?«, gab Peter zu bedenken.

»Das müssen wir riskieren«, meinte Justus.

»Vielleicht ist Madame Delacroix ja sogar bereit, gegen den Professor auszusagen«, meinte Bob. »Damit könnten wir ihn festnageln.«

»Das ist wohl etwas zu viel der guten Hoffnung, aber möglich wäre es immerhin«, meinte auch Justus.

»Und was, wenn sie gar nichts mit den gefälschten Bildern zu tun hat?«, wandte Peter ein. »Sie könnte mit dem Professor doch auch über etwas ganz Harmloses verhandelt haben. Irgendein Immobiliengeschäft mit dem Institut.«

»Wäre möglich«, räumte Justus ein. »Aber das werden wir an ihrer Reaktion erkennen. Wenn sie bei der Frage nach einem Gemälde eher ruhig bleibt, hat sie vermutlich nichts damit zu tun. Wenn sie sich aber aufregt, haben wir ins Schwarze getroffen.«

»Klingt logisch«, nickte Peter.

»Na dann los!«, rief Bob. »Auf nach Hollywood!«

Nach einer knappen halben Stunde Fahrt in Peters MG fuhren die drei Detektive den berühmten Hollywood Boulevard entlang und bogen dann ab in die Highland Avenue, in der sich etwas weiter nördlich auf halbem Weg zur Hollywood Bowl das Plaza Inn Hotel befand. Die Straßen Hollywoods waren um

diese Uhrzeit noch relativ menschenleer, nur vereinzelt sah man ein paar Touristen, die Selfies machten mit den berühmten Sternen des *Walk of Fame*. Peter parkte auf der gegenüber liegenden Straßenseite des Plaza Inn, einem wie zu erwarten äußerst luxuriösen Hotel.

An zwei Pagen vorbei betraten die drei Detektive das großzügige Foyer und gingen zielstrebig zur Rezeption, wo insgesamt acht Portiers sich um die doch in aller Regel sehr gehobene Kundschaft kümmerten. Einer sah die drei Jungs und sprach sie in äußerst respektvollem Ton an.

»Pardon. Kann ich den jungen Herren behilflich sein?«

»Ähm, ja«, entgegnete Justus leicht verlegen. Er hatte nicht mit einem solch zuvorkommenden Empfang gerechnet. »Wir möchten gerne zu Madame Delacroix. Die wohnt doch hier?«

»Sind die Herren denn angemeldet?«, wollte der Portier höflich wissen.

»Nein, angemeldet sind wir nicht«, musste Justus einräumen. »Aber wir haben äußerst wichtige Informationen für Madame Delacroix, die für sie von erheblichem finanziellen Interesse sein dürften. Es geht um ein Gemälde.«

»Einen Moment, bitte die Herren«, meinte der Portier und machte eine einladende Geste in Richtung einer gepolsterten Sitzgruppe im Wartebereich. »Nehmen die Herren doch gütigst Platz, während ich nachfrage.«

»Danke sehr«, sagte Justus und die drei machten es sich bequem.

»Na, da sind wir ja in einem noblen Schuppen gelandet«, blickte Peter sich staunend um. Überall standen Vitrinen mit wertvollen Kunstgegenständen und die Wände waren voller teurer Gemälde.

»Ja, die Welt der Reichen und Schönen«, meinte Bob.

Der Portier kam nach wenigen Minuten zurück und verbeugte sich leicht.

»Würden mir die Herren bitte folgen? Madame Delacroix lässt freundlichst bitten.«

Die Jungs sprangen auf und folgten dem Portier zu den Fahrstühlen, deren einer sie in das oberste Stockwerk brachte. Der Portier hielt inne vor der Tür zu der Suite mit der Nummer 303, blickte die drei Jungs an und klopfte dann dezent an die Tür.

»Ja bitte!«, hörten sie ein Rufen hinter der Tür. Der Portier nahm eine Schlüsselkarte und entspernte die Tür. Mit einer einladenden Geste bat er die Detektive einzutreten. Als Justus, Bob und Peter die Suite betreten hatten, schloss er die Tür dezent von außen. Sie gingen durch einen kleinen Vorraum in den Wohnbereich der Suite, wo Madame Delacroix mit einem Morgenmantel bekleidet beim Frühstück saß, das auf einem Servierwagen neben dem Esstisch stand. Sie sagte zunächst nichts, sondern blickte die Jungs fragend an.

»Guten Morgen, Madame Delacroix«, sagte Justus mit einem möglichst freundlichen Gesichtsausdruck. »Danke, dass Sie uns empfangen.«

»Du brauchst nicht lange herumzureden«, erwiderte Madame Delacroix. »Meine Zeit ist kostbar. Also, wer seid ihr und was wollt ihr?«

»Ich bin Justus Jonas und das sind meine Kollegen Peter Shaw und Bob Andrews«, stellte Justus sich und die Kollegen vor. »Wir sind Detektive und befassen uns derzeit mit Kunstfälschungen. Im Rahmen unserer Ermittlungen sind wir zu der Information gelangt, dass Sie im Begriff sind ein gefälschtes Gemälde zu erwerben.«

»Was seid ihr?«, staunte Madame Delacroix. »Detektive? Und ihr habt ermittelt, dass ich...?«

»Sie müssen jetzt nichts dazu sagen, Madame«, meinte Justus leicht schmunzelnd. »Uns ist natürlich klar, dass sie diese Transaktion nicht an die große Glocke hängen möchten.«

»Wirklich eine Unverschämtheit!«, rief Madame Delacroix. »Was erlaubt ihr Lümmel euch eigentlich, hier herein zu spazieren zur Unzeit und solche Räuberpistolen zu verbreiten? Verschwindet, aber ein bisschen plötzlich! Sonst rufe ich den Sicherheitsdienst.«

»Bemühen Sie sich nicht, Madame«, sagte Justus kühl. »Wir sind schon verschwunden.« Justus gab Peter und Bob ein Zeichen und sie gingen zurück in den kleinen Vorraum. Justus deutete stumm auf die offene Badezimmertür. Dann öffnete er die Zimmertüre und ließ sie auffallend laut ins Schloss fallen, während die drei Detektive sich schnell im Badezimmer versteckten. Die Tür ließen sie einen Spalt offen, um zu lauschen. Und tatsächlich, wie Justus erhofft hatte, telefonierte

Madame Delacroix. Und weil sie sehr aufgebracht war ob dessen mysteriöser Andeutungen, sprach sie sehr laut, so dass die drei Detektive jedes Wort verstanden.

»Bernadette Delacroix, stellen Sie mich bitte zu Dr Rothenberg durch, sofort!«, schrie sie fast ins Telefon. »Was? Das ist mir egal. Ich will ihn sofort sprechen! Ja, ich warte.«

»Das ist der Kunstexperte, den Emilia erwähnt hat«, flüsterte Justus. Bob nickte stumm.

»Ja, Dan? Gut, dass ich dich erreiche. Bei mir waren gerade drei Jungs«, erzählte sie ins Telefon, jetzt deutlich ruhiger.

»Was für Jungs? Na Jungs eben, so sechzehn oder siebzehn. Sie haben irgendetwas von Ermittlungen gefaselt, und dass das Bild, das ich kaufen will, gefälscht sei.« Kurze Pause. »Ja, das wüsste ich auch gerne. Ich dachte vielleicht von dir? Na, von mir bestimmt nicht, aber warte mal... jetzt erinnere ich mich, ich hab die Jungs vorgestern beim Institut des Professors gesehen. Die müssen da herumgeschnüffelt haben. Aber sag, haben die etwa recht? Das Bild ist eine Fälschung?« Sie wartete geduldig die Antwort von Dr Rothenberg ab.

»Ich will dir mal glauben«, meinte sie schließlich gelassen. »Du wirst deinen guten Namen kaum unter die Expertise einer Fälschung setzen. Also bleibt es dabei, heute Abend um acht ist Übergabe. Und du wirst dabei sein und mir nochmals bestätigen, dass das Bild auch wirklich ein echter Perreira ist. Das wirst du doch?« Kurze Pause. »Schön, dann bis heute Abend. Ja, bis dann!«

»Genug gehört«, flüsterte Justus. »Los, raus jetzt und leise!« Sie schlichen lautlos durch den Vorraum und schlüpfen zur Tür hinaus, die sie mit einem ganz dezenten Laut ins Schloss fallen ließen. Sie gingen rasch den Flur zurück zu den Fahrstühlen. Als sie gerade um die Ecke waren, öffnete sich nochmals die Tür zu Suite 303 und Madame Delacroix trat in den Gang hinaus. Sie blickte nach beiden Seiten, konnte aber niemanden entdecken. Die Jungs pressten sich so gut sie konnten an die Wand um die Ecke und hielten den Atem an. Madame Delacroix stand nur etwa fünf oder sechs Meter entfernt.

»Ich werde wohl langsam alt«, murmelte sie und ging zurück in die Suite.

Die Jungs atmeten auf und fuhren mit dem Fahrstuhl hinunter ins Foyer. Niemand hatte sie bemerkt und sie waren zwei entscheidende Schritte voran gekommen. Sie wussten nun zum Einen, dass ein bekannter Kunstexperte das Gemälde, um das es ging, als echten Perreira qualifiziert hatte, und vor allem, dass das Bild am Abend um acht Uhr an Madame Delacroix übergeben werden sollte. Sie verließen das Hotel, überquerten die Straße und stiegen in Peters MG.

»Und nun?«, fragte Peter. »Statten wir diesem Dr Rothenburg einen Besuch ab?«

»Rothenberg«, korrigierte ihn Justus. »Um was zu tun? Ihn fragen, warum er für eine Fälschung eine Expertise erstellt?«

»Zum Beispiel«, sagte Peter. »Wenn er falsche Expertisen erstellt, ist das doch auch eine Straftat für sich.«

»Aber nur, wenn er davon wusste«, wandte Justus ein.

»Ach so«, zauderte Peter. »Es kann natürlich sein, dass er nichts davon wusste, sondern das Bild tatsächlich für echt hält.«

»Oder aber er hängt mit drin und kassiert dafür ab«, meinte Bob. »Das sollten wir herausfinden.«

»Also fahren wir doch zu ihm hin«, rief Peter. »Seine Adresse ist doch bestimmt leicht herauszufinden.«

»Das habe ich bereits erledigt«, sagte Justus triumphierend. »Seine Villa ist in Beverly Hills in der Hillcrest Road. Dort lebt und arbeitet er. Fahr los!«

»Gut, nach Beverly Hills ist es ja nicht weit«, meinte Peter, wendete den MG und brauste den Berg hinunter. Nach etwa zehn Minuten Fahrt erreichten sie die Villa des Kunstexperten. Sie blieben aber zunächst im Wagen sitzen und beobachteten die Einfahrt zu dem großzügigen Anwesen. Es konnte ja sein, dass Dr Rothenberg nach Madame Delacroix' Anruf überstürzt irgendwohin aufbrach. Doch anstatt heraus fuhr nach einigen Minuten ein Wagen hinein. Der schwarze Porsche Cayenne war so schnell hinter der Biegung aufgetaucht, dass sich die drei Jungs nicht mehr rechtzeitig ducken konnten. Der Beifahrer, ein finster aussehender Mann mit schwarzen Koteletten und einem Kinnbart, blickte interessiert zu ihnen herüber, während der Fahrer, ein kahlköpfiger Mann mit Sonnenbrille, kurz wartete, bis das Tor sich geöffnet hatte.

»Mist, ich glaube, die haben uns gesehen«, stieß Justus hervor.

»Ich frage mich eher, ob du die beiden Männer gesehen hast«, raunzte Peter.

Ein hinterhältiges Angebot

»Weißt du nicht mehr, was Monsieur Hugenay gesagt hat? Der Mann ist gefährlich! Schwarze Koteletten und Kinnbart! Der eine Mann sah genau so aus! Das ist die Krake!«

»Bist du sicher, Zweiter?«, meinte Justus ungläubig, der nur das Gesicht des Fahrers gesehen hatte.

»Hundert Prozent!«, war sich Peter sicher.

»Ja, ich habe ihn auch gesehen«, bestätigte Bob. »Und der andere mit der Glatze sah auch nicht gerade sehr vertrauens-erweckend aus.«

»Dann lasst uns bloß verschwinden jetzt!«, forderte Peter.

»Im Gegenteil, Kollege«, erwiderte Justus. »Das zeigt uns doch nur, dass wir auf der richtigen Fährte sind. Sie stecken alle unter einer Decke. Der Professor, Dr Rothenberg und die Krake. Und sie sind gewarnt jetzt. Sie müssen etwas unternehmen. Lasst uns doch mal sehen, ob wir nicht herausfinden können, was das sein wird.«

»Du willst aufs Grundstück?«, fragte Bob.

»Ohne mich«, sagte Peter entschieden. Er hatte noch immer deutlich Victor Hugenays Warnung im Ohr.

»Auch du solltest ein Interesse daran haben, diesen Fall zügig abzuschließen, Zweiter«, meinte Justus trocken. »Schließlich sind die Täter jetzt darüber im Bilde, dass wir um die

Fälschungen wissen. Und Mitwisser lieben diese Herren nicht. Wir stecken viel zu tief in diesem Fall, als dass wir uns einfach unbemerkt zurückziehen könnten.«

»Ich glaube, Just hat recht, Zweiter«, nickte Bob.

»Ja, wie immer«, nörgelte Peter. »Also gut. Aber der Zaun ist mit einer drei Meter hohen Hecke überwachsen und über das Tor zu klettern ist zu auffällig.«

»Wir könnten vom Nachbargrundstück aus hinüber klettern«, meinte Justus und deutete auf das Anwesen rechts neben der Villa. »Seht ihr? Dort ist der Zaun viel niedriger und man hat auch Sichtschutz durch die Hecke.«

Die drei Detektive parkten den MG unauffällig zwei Straßen weiter, schlichen sich dann am Zaun des Nachbargrundstückes entlang und kletterten an einer günstigen Stelle rasch darüber. Hinter einem Gebüsch fanden sie Deckung, um auch den Zaun zu Dr Rothenbergs Anwesen leicht zu überqueren. Sie schlichen weiter entlang der Villa, um zu sehen, ob irgendwo ein Fenster offen stand. Schließlich kamen sie zur Rückseite des Gebäudes, wo durch eine offene Tür zur Veranda Stimmen zu hören waren. Die Detektive gingen seitlich der Veranda in Deckung und lauschten. Zwei ihnen unbekannte Männerstimmen unterhielten sich.

»Aber wenn ich es dir doch sage, er will nicht mehr«, sagte eine der Stimmen. »Er hat es klar und deutlich gesagt, als ich ihn vorhin wegen der drei Jungs angerufen habe.«

»Aber doch nicht wegen der paar Kinder, jetzt, wo es so gut läuft«, entgegnete die zweite Stimme. »Du hast doch schon die

nächsten beiden Käufer an der Angel. Das kann er vergessen!«

»Das habe ich ihm auch gesagt«, meinte wieder die erste Stimme. »Doch er blieb dabei, der Perreira war das letzte.«

»Das werden wir ja sehen«, rief die zweite Stimme leicht erzürnt. »Wenn er nicht spurt, müssen wir ihn eben überzeugen. Da ist ja auch noch sein missratener Sohn. Der lebt sehr gefährlich zuweilen. Schnelle Autos, illegale Pokerrunden, da kann so einiges passieren.«

»Aber...willst du etwa...?«, stotterte die erste Stimme.

»Keine Sorge, Dan«, kam die schnelle Antwort. »Ihm wird kein Haar gekrümmt. Der Professor soll nur einen kleinen Schrecken bekommen, damit er zur Vernunft kommt. Ihm muss klar werden, dass wir am längeren Hebel sitzen.«

»Na gut«, antwortete Dan, bei dem es sich, wie den drei Detektiven jetzt klar war, um Dr Daniel Rothenberg handeln musste, den Hausherrn. »Wenn er dann weitermacht, soll es mir recht sein.«

»Warte, das erledigen wir sofort«, sagte die zweite Stimme, die wohl dem Mann mit den Koteletten und dem Kinnbart gehören musste. Er schien etwas in sein Handy zu tippen. »Ja Tony? Hier spricht Todd. Schick mir doch mal die Nummer von diesem Jeremy, über den wir neulich sprachen.« Kurze Pause »Ja jetzt gleich, wenn es geht. Gut, dank dir... Das war Black Tony. Der hat dem Jungen kürzlich Geld geliehen. Er schickt mir seine Nummer.«

»Willst du ihn anrufen? Was willst du ihm sagen?«, fragte Dr Rothenberg.

»Abwarten«, entgegnete Todd. »Ja, Jeremy? Mein Name ist Todd, du kennst mich nicht, ich habe deine Nummer von Tony. Ja, Black Tony ganz genau. Er sagte, du seist einer, auf den man sich verlassen kann.« Kurze Pause. »Doch, das hat er gesagt. Du, ich hätte da ein interessantes Angebot für dich.« Wieder kurze Pause. »Ich kann das nicht am Telefon besprechen, aber so zwanzig Riesen dürften für dich drin sein. Kannst du hierher nach Beverly Hills kommen? Jetzt gleich?« Erneut wartete er auf Antwort. »Spitzenmäßig! Die Adresse ist 624 Hillcrest Road, Dr Rothenberg. Bis gleich.« Kurz war es still.

»So, das hätten wir«, sagte Todd zufrieden. »Er kommt hierher. Er ist gerade in seinem Club im Rodeo Drive. Er wird in etwa fünf Minuten hier sein.«

»Was hast du vor?«, fragte Dr Rothenberg.

»Gar nichts«, entgegnete Todd. »Der Junge wird nur für kurze Zeit dein Gast sein. Aber keine Sorge, er wird dich nicht stören. Wir packen ihn solange einfach in den Keller, bis der Prof vernünftig wird.«

Justus nahm lautlos sein Handy, tippte eine Nachricht und schickte sie ab.

»Und jetzt zu unserem Problem«, raunte Todd. »Ich werde die Übergabe selbst erledigen. Der Prof ist mir zu unsicher und dir gehen womöglich auch noch die Nerven flöten wegen der paar Bengel, die meinen hier herumschnüffeln zu müssen. Ich hab sie vorhin draußen rumlungern sehen. Wenn die sich nicht bald verziehen, werden sie mich kennenlernen. Wo ist das Bild jetzt?«

»Es ist im Institut beim Professor«, erwiderte Dr Rothenberg. »Die Expertise habe ich gestern Abend erst fertig gestellt. Ich muss sie nur noch unterschreiben. Ich werde sie dann zur Übergabe mitbringen.«

»Gut, ich werde mit Ivo das Bild holen und dafür sorgen, dass der Prof keine Zicken macht«, legte Todd das weitere Vorgehen fest. »Und die Lady kriegt endlich, was sie wollte. Einen echten Perreira mit erstklassiger Expertise. Und das für so einen Schnäppchenpreis. Aber erst kümmern wir uns um unser Professorensöhnchen. Er müsste jeden Augenblick hier sein.«

Die drei Detektive hörten den Motor eines Ford Mustangs in der Einfahrt. Das musste Jeremys Wagen sein. Die Detektive blieben einstweilen in ihrem Versteck neben der Veranda.

»Da ist er ja schon, öffne das Tor, Dan!«, rief Todd. Nach wenigen Sekunden öffnete sich das Tor und der Mustang fuhr den Weg hinauf direkt vor den Eingang. Dr Rothenberg war offenbar zur Tür gegangen, um Jeremy einzulassen.

»Herzlich Willkommen, Jeremy!«, rief Todd erfreut. »Ich hoffe, du fühlst dich einigermaßen fit, wir werden dir einiges zumuten müssen.«

»Ich verstehe nicht«, stammelte der junge Mann. »Ich dachte, es geht um einen Job?«

»Es ist mehr als das. Eine Mission«, sagte Todd betont ernst und machte eine bedeutungsvolle Pause. »Du wirst uns helfen, deinen Vater zu überzeugen, unsere kleine Kooperation fortzuführen.«

»Was denn für eine Kooperation?«, stutzte Jeremy.

»Du weißt offenbar wirklich nichts darüber«, wunderte sich Todd. »Wir haben ein kleines Projekt laufen mit deinem Daddy. Ein sehr einträgliches. Und das soll auch so bleiben.«

»Und was soll ich da bitte tun?«, fragte der verdutzte Jeremy.

»Ihn überzeugen helfen natürlich«, lachte Todd. »Pass auf, wir machen folgendes. Du gehst mit uns in den Keller. Dort fesseln und knebeln wir dich. Keine Angst, natürlich nur zum Schein. Wir machen ein Foto, das wir deinem Alten schicken können, und danach binden wir dich los und du tauchst ab. Penn bei einem Kumpel oder in einem Motel, aber verschwinde bis morgen von der Bildfläche. Und lass dein Handy aus. Verstanden?«

»Das ist alles?«, hakte Jeremy etwas misstrauisch nach. »Und dafür gibt es zwanzig Riesen?«

»Wenn du deine Sache gut machst und wirklich bis morgen nicht mehr auftauchst«, sagte Todd. »Dann kannst du dir die Kohle morgen Abend bei mir im Club abholen.«

»Also gut«, sagte Jeremy, der wohl begriffen hatte, dass ihm keine Wahl blieb. »Aber wozu müssen wir erst in den Keller?«

»Damit es realistischer aussieht«, meinte Todd. »Wir wollen deinen Alten doch so richtig erschrecken. Also dann, ab mit dir! Dan, du kennst den Weg, geh du voraus.« Die Schritte der vier Männer entfernten sich in den Flur, wo sich anscheinend der Zugang zum Keller befand.

»Los!«, flüsterte Justus. »Das ist die Gelegenheit!« Er schlich sich über die Veranda und durch die offene Tür ins

Wohnzimmer. »Los, kommt schon!« Bob folgte ihm. Peter wollte noch protestieren, doch er hatte keine Wahl. Also schlich er hinterher. Im Wohnzimmer befand sich eine große Freitreppe, die ins obere Stockwerk führte. Eine Galerie mündete in einen Gang mit mehreren Türen zu den weiteren Zimmern.

Die drei Jungs erklimmen rasch die Stufen und suchten Deckung am Ende der Galerie. Sie wollten das weitere Geschehen unbedingt im Auge behalten und auf einen geeigneten Zeitpunkt warten, um Jeremy vielleicht zu befreien.

Nach wenigen Minuten hörten sie bereits wieder Stimmen aus dem Kellerabgang. Dann betraten Dr Rothenberg, Todd und Ivo wieder das Wohnzimmer.

»Der Trottel hat wirklich gedacht, wir binden ihn wieder los, lassen ihn gehen und geben ihm auch noch zwanzig Riesen dafür«, lachte Todd gehässig.

»Aber so hat er sich zumindest nicht gewehrt«, meinte Dr Rothenberg. »Das hätte noch gefehlt.«

»Ich hab's mir überlegt, Dan. Es ist doch besser, wenn ich die Expertise gleich mitnehme. Du unterschreibst sie jetzt ordentlich und bringst sie mir«, sagte Todd in herrischem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Und dann fahre ich mit Ivo ins Institut und bringe unseren Prof zur Vernunft. Ich schätze, er will ohnehin nur einen höheren Anteil rausschlagen. Aber das kann er vergessen.« Dr Rothenberg tat wie ihm geheißen und eilte über die Treppe ins Obergeschoss. Die drei ??? konnten gerade noch schnell in einem der Zimmer verschwinden. Doch sie hatten Pech. Sie hatten sich ausgerechnet das Arbeitszimmer

des Kunstexperten ausgesucht. Als sie hörten, dass Dr Rothenberg näher kam, pressten sie sich so gut es ging hinter die Tür. Schon öffnete Dr Rothenberg die Tür und ließ sie zum Glück für die drei Detektive weit offen stehen, so dass sich die Jungs hinter der Tür versteckt halten konnten. Dr Rothenberg ging dann auch zügig zum Schreibtisch, ohne zum Versteck der Detektive zu blicken, nahm seinen Füllfederhalter und unterzeichnete seine Expertise. Er trocknete die Unterschrift mit einer kleinen Löschpapierrolle und klappte die Dokumentenmappe zu, in der er die Expertise übergeben wollte. Er atmete kurz durch. Dann nahm er die Mappe und verließ schnellen Schrittes das Arbeitszimmer. Die Tür ließ er offen stehen. Die drei Detektive atmeten auf.

»Gib her«, sagte Todd, als Dr Rothenberg die Treppe hinabgestiegen war. »Und jetzt los!«

»Ich habe mir überlegt, ob ich euch nicht begleiten sollte«, meinte Dr Rothenberg unvermittelt. »Mein Wort zählt viel bei Professor Parker, auf mich hört er vielleicht.«

»Du hast recht«, raunzte Todd. »Je eher wir ihn wieder in der Spur haben desto besser.« Dr Rothenberg schloss die Tür zur Veranda und die drei Männer verließen das Wohnzimmer. Die Detektive schlichen sich zum Fenster des Arbeitszimmers, von wo aus sie sehen konnten, wie die Männer das Haus verließen. Dr Rothenberg ging zur Garage, deren Tor er mit einer Fernbedienung öffnete. Er fuhr seinen Mercedes aus der Garage, um dann Jeremys Mustang an die frei gewordene Stelle zu parken und die Garage wieder zu schließen.

»Klar«, meinte Justus. »Sie können nicht riskieren, dass Jeremys Wagen hier gesehen wird.«

Dann stieg der Kunstexperte mit in Todds Wagen, den dieser Ivo bereits gestartet hatte. Der schwarze Porsche Cayenne rollte langsam durch das Tor, das sich automatisch öffnete und wieder schloss.

»Jetzt ist der Zeitpunkt zum Losschlagen!«, rief Justus. »Los, in den Keller! Je eher wir mit Jeremy wieder hier raus sind, umso besser.«

»Da sagst du mal was«, stimmte Peter zu, dem bei der ganzen Aktion gar nicht wohl war.

Sie schlüpfen rasch aus dem Arbeitszimmer und eilten die Treppe hinab ins Wohnzimmer. Hektisch suchten sie den Abgang zum Keller. Im Flur zum Eingangsbereich wurden sie fündig und stiegen sogleich die Stufen zum Untergeschoss hinab. Sie öffneten alle Türen, die sie im Keller sahen, doch sie fanden Jeremy nicht. Bei der letzten Tür angekommen, stellten sie fest, dass diese verschlossen war.

»Da drin muss er sein«, sagte Justus. »Jetzt müssen wir nur noch reinkommen. Peter?« Er sah den Zweiten Detektiv erwartungsvoll an und der wusste sofort, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen war, sein bewährtes Dietrich-Set zum Einsatz zu bringen. Und da es ein relativ altes und einfaches Schloss war, hatte Peter wenig Mühe und in nicht einmal einer Minute die Tür geöffnet.

Es war der Heizungskeller, wo der arme Jeremy in einer Ecke kauerte, beide Arme um ein dickes Wasserrohr gelegt und mit

Klebeband aneinander gefesselt. Er war sichtlich erfreut, als er die drei Detektive erblickte, wenngleich er nichts sagen konnte, weil auch sein Mund mit einem Stück Klebeband geknebelt war. Justus zog es mit einem sanften Ruck ab. Der junge Mann atmete auf.

»Gut, dass ihr hier seid«, sagte er. »Passt bloß auf, diese Typen sind gefährlich!«

»Halb so wild«, meinte Justus gelassen und begann die Fesseln zu lösen. »Dr Rothenberg und die Gangster sind weggefahren. Die Luft ist rein, wir können...«

»Hast du gedacht, Dicker!«, rief eine wohlbekannte Stimme hinter ihm und lachte höhnisch. Die Detektive drehten sich um und blickten direkt in den Lauf eines Revolvers, den Todd Bedford auf sie gerichtet hatte. »Los Ivo, fessle die drei auch mit an das Rohr! Dann haben wir Ruhe bis zur Übergabe. Ihr dachtet wohl, wir hätten euch nicht gesehen? Wenn ihr uns reinlegen wollt, müsst ihr schon früher aufstehen.«

Der kahlköpfige Ivo trat hinter Todd hervor und führte wortlos den Auftrag aus. Der Kunstexperte hielt sich dagegen im Hintergrund. Ivo fesselte die Jungs nacheinander mit Klebeband an das Heizungsrohr. Zu guter Letzt klebte er allen vier ein Stück Klebeband über den Mund, damit sie nicht um Hilfe rufen konnten. Die Handys hatte Todd eingesammelt und ausgeschalten in die Ecke des Heizungskellers geworfen. Dann verließen Todd und Ivo den Raum und Dr Rothenberg verschloss die Tür wieder von außen.

Das war's. Die drei ??? waren kaltgestellt. Gefesselt und geknebelt in einem Keller, und kein Mensch wusste, wo sie waren. Die Aussichten, diesen feuchtwarmen Keller bald zu verlassen, waren gleich Null. Dazu kam, dass sie der grobschlächtige Ivo in einer sehr unbequemen Haltung gefesselt hatte, so dass den Detektiven schon nach kürzester Zeit beide Arme einschliefen. Völlig hilflos ihrem Schicksal ausgeliefert, mussten sie an ihre Ermittlungen denken, die nun in einer Sackgasse angelangt waren. In weniger als drei Stunden würde die Übergabe des Gemäldes stattfinden und sie wussten noch nicht einmal, wo, geschweige denn, dass sie eine Chance hatten, die Übergabe zu vereiteln. Peters Gedanken waren die gleichen wie Bobs. Nur Justus schien die ganze Situation wenig zu beeindrucken. Wusste er vielleicht etwas, was er den Kollegen noch nicht gesagt hatte?

Die Krake macht Druck

Nach über einer halben Stunde bangen Wartens hörten sie durch die versperrte Tür leise die Türglocke läuten. Erst einmal, dann noch zweimal. Die Detektive und vor allem Jeremy wurden unruhig und versuchten mit aller Kraft trotz des Klebebands über dem Mund akustisch auf sich aufmerksam zu machen. Dann war es wieder still. Beängstigend still. Es dauerte weitere fünf Minuten, bis die Türglocke erneut erklang. Dieses mal wurde Sturm geläutet und nach weiteren zehn oder zwölf Sekunden hörten sie, wie ein Fenster eingeschlagen wurde.

Nach einem kurzen Moment hallten Schritte durch den Gang. Sie kamen die Kellertreppe hinunter und näherten sich der Tür. Dann wurde die Tür aufgesperrt und öffnete sich langsam.

»Da seid ihr ja!«, rief Emilia, als sie die drei ??? und Jeremy erblickte, und begann sogleich, die Fesseln der Befreiten durchzuschneiden. Die zogen sich jeweils mit einem sanften Ruck das Klebeband vom Mund.

»Endlich!«, rief Bob, der als erster wieder frei atmen konnte.

»Emilia?«, staunte Peter, der ebenfalls von seinem Knebel und den Fesseln befreit war. »Ich verstehe nicht, woher wusstest du, dass wir hier gefangen sind?«

»Ich habe mir erlaubt, ihr eine kurze Nachricht zu schicken, als wir gehört hatten, dass Jeremy entführt werden sollte«, kam nun auch Justus dazu, während Bob als letzten Jeremy befreite.

»Eine sehr kurze Nachricht, wenn ich das bemerken darf«, meinte Emilia. »Zwei Worte. *Jeremy entführt*, diese Adresse und drei ???.«

»Ich hatte nicht viel Zeit«, rechtfertigte Justus sich. »Und verstanden hast du ja alles, wie wir sehen.«

»Ja, und als ich dann wenig später versuchte, dich zu erreichen, war dein Handy aus«, erzählte Emilia weiter. »Da habe ich mir gedacht, ihr könntet in Schwierigkeiten sein und bin mit dem Taxi hierher gefahren. Als ich sicher war, dass niemand im Haus war, habe ich die Scheibe der Verandatür eingeworfen. Die Polizei wollte ich lieber aus dem Spiel lassen.«

»Das war absolut richtig«, lobte sie Justus. »Wenn du auf die Polizei gewartet hättest, wären wir so schnell nicht heraus gekommen. Außerdem hätten die nur unbequeme Fragen gestellt.«

»Und wir hätten womöglich die Übergabe verpasst«, ergänzte Peter.

»Genau«, nickte Justus. »Und da wir noch immer nicht wissen, wo die stattfinden soll, müssen wir dahin, wo das Bild sich befindet. Also auf zum Institut!«

Am Institut angekommen parkten sie den MG etwas abseits, um zunächst vorsichtig die Lage zu sondieren. Todds schwarzer Porsche Cayenne stand direkt vor dem Eingang. Am Steuer saß

der kahlköpfige Ivo und wartete. Auf dem Parkplatz standen nur zwei andere Wagen.

»Scheint nichts mehr los zu sein im Institut«, meinte Justus. »Außer den Wachleuten sind keine Mitarbeiter mehr im Gebäude. Nur der Professor und vermutlich die Haushälterin.«

»Carla hat samstags frei«, sagte Emilia.

»Gut, zu wissen«, meinte Justus. Er nahm sein Fernglas, das noch im Handschuhfach des MG lag, und sah zur Pforte hinüber. »Wie ich es mir dachte. Todd und Dr Rothenberg sind reingegangen, um den Professor zu bearbeiten und das Bild zu holen. Dieser Ivo hält Wache. Das bedeutet, wir haben vielleicht eine Chance, Todd und den Doktor zu überwältigen.«

»Wie das denn?«, stutze Peter.

»Die beiden sind offenbar unbewaffnet und ohne Handy. Sonst wären sie gar nicht an den Wachleuten vorbeigekommen«, erklärte Justus. »Das heißt, sie können auch diesen Ivo nicht zur Hilfe rufen.«

»Ja aber wie sollen wir denn an dem vorbeikommen?«, fragte Bob.

»Es gibt einen Weg«, wusste Emilia. »Ich hoffe nur, Justus passt auch durch.«

»Na klar!«, rief Justus. »Emilias Geheimgang! Aber wenn wir alle reingehen, könnten sie in der Zwischenzeit mit dem Bild entkommen. Wir dürfen sie aber auf keinen Fall verlieren. Wir kennen noch immer nicht den genauen Ort der Übergabe. Ich schlage vor, Peter bleibt hier und nimmt gegebenenfalls unauffällig die Verfolgung auf.«

»Aber schafft ihr das ohne mich?«, zweifelte Peter. »Die sind immerhin zu zweit.«

»Das stimmt«, erkannte Justus. »Das könnte in der Tat eng werden. Aber wir haben keine andere Wahl.«

»Ich habe da etwas, was uns vielleicht helfen könnte«, meinte Emilia und zog eine kleine Spraydose aus der Tasche. »Das ist Pfefferspray. Das habe ich mir einmal zur Verteidigung zugelegt.«

»Gut, ich glaube, damit können wir es riskieren«, fand Justus und steckte das Spray in seine Jackentasche. »Bob?«

»Und ob!«, rief Bob.

»Dann los«, gab Justus das Startkommando.

Bob, Emilia und Justus stiegen aus und schlichen sich zur Südseite des Gebäudes.

»Hier ist es«, sagte Emilia. »Der äußere Zugang ist ein Lüftungsschacht, der in den Heizungskeller führt. Er ist mit einem Gitter abgedeckt.« Sie traten näher, hoben das Gitter an und legten es zur Seite.

»Also los, Bob, du zuerst«, meinte Justus.

»Chef, ich finde wir sollten mit dem schwierigeren Teil anfangen«, wandte Bob ein.

»Na gut, ich habe schon verstanden«, erwiderte Justus, der die erneute Anspielung auf seine Körpermaße nicht noch kommentieren wollte. »Dann gehe ich eben zuerst.« Er kroch mit dem Kopf voraus in die Röhre und rutschte schnell abwärts. Wenige Augenblicke später rief er von unten.

»Es ist gar nicht so eng, Emilia hat etwas übertrieben.«

Bob hatte dann auch keine Probleme, durch den Lüftungsschacht in den Heizungskeller zu klettern, am wenigsten natürlich Emilia.

»Es wird wohl das beste sein, du gehst voraus und bringst uns zur Wohnung von Professor Parker, aber so, dass es weder dieser Todd in der Wohnung noch der Wachposten unten bemerkt«, schlug Justus vor. »Meinst du, das schaffst du?«

»Eine Kleinigkeit«, erwiderte Emilia. »Folgt mir!«

Emilia lotste sie durch ein Labyrinth von Gängen zu einem abgelegenen Treppenhaus am hinteren Ende des Gebäudes. Über mehrere Treppen gelangten sie ins oberste Stockwerk. Sie traten durch eine Brandschutztür und fanden sich auf dem Gang vor Emilias Labor und Professor Parkers Wohnung wieder. Die Tür zum Wohntrakt war allerdings verschlossen.

»Kommt«, sagte Emilia und öffnete die Tür zu ihrem Labor. Emilia ging weiter zielstrebig durchs leere Labor in den Nebenraum, wo sich Andys Quartier befand. Bob und Justus folgten ihr.

»Hallo«, sagte Andy mit einem leichten Ausdruck der Überraschung. »Herzlich Willkommen.«

»Still jetzt, Andy«, sagte Emilia.

»Was sollen wir hier in Andys Quartier?«, stutzte Bob.

»Abwarten«, meinte Emilia und schob einen Vorhang beiseite. Dahinter befand sich eine weitere Tür.

»Diese Tür habe ich extra einbauen lassen. Für Notfälle«, klärte Emilia die Jungs auf. »Dahinter befindet sich direkt mein Kinderzimmer.«

»Gehen wir einfach davon aus, dass dies ein Notfall ist«, sagte Justus und drückte die Türklinke nach unten.

Und tatsächlich fanden sie sich in einem Kinderschlafzimmer wieder, das farblich genau in das Mädchenklischee passte. Wände, Schränke, Bett und Vorhänge, kurzum alles, was rosa oder pink sein konnte, war auch rosa oder pink.

»So, und wie geht's jetzt weiter?«, flüsterte Justus.

»Das Wohnzimmer ist am Ende des Ganges«, deutete Emilia auf die Zimmertür.

»Und wie ist nun dein Plan, Just?«, wollte Bob wissen.

»Emilia bleibt hier und holt Hilfe, falls nötig. Das Polizeirevier ist nur zwei Blocks von hier. Wir schleichen uns zunächst ins Wohnzimmer und versuchen den Professor auf uns aufmerksam zu machen, ohne dass Todd und Dr Rothenberg es bemerken«, erläuterte Justus die geplante Vorgehensweise. »Dann müssen wir den Überraschungseffekt nutzen. Wir müssen vor allem Todd kalt stellen. Der Doktor ist das kleinere Problem.«

»Okay, dann los«, flüsterte Bob.

Justus öffnete vorsichtig die Tür zum Gang und spähte durch den Türspalt. Es war weder etwas zu sehen noch zu hören. Bob und Justus schlüpfen hindurch und schlichen sich langsam den Gang entlang bis zu der Ecke, hinter der sich das Wohnzimmer befand. Eigentlich hätte man etwas hören müssen. Doch es war totenstill. Vorsichtig spähte Justus um die Ecke und wandte sich um zu Bob.

»Da ist niemand«, flüsterte er. »Mir scheint, wir kommen zu spät. Sie sind alle weg.«

»Dann hat Todd den Professor anscheinend überzeugen können, weiter mitzuspielen«, vermutete Bob.

»Kein Wunder«, meinte Justus. »Er hat ihm das Foto von Jeremy gezeigt.« Da klingelte Justus' Handy. Justus sah rasch auf das Display, von dem ihn ein Bild des Zweiten Detektivs anlachte.

»Ja, Peter?«, meldete sich Justus.

»Hier Zweiter«, sagte Peter aufgeregt. »Todd und Dr Rothenberg verlassen gerade das Institut. Todd hat ein Paket unterm Arm. Ich schätze, die wollen mit dem Bild verduften. Was soll ich tun?«

»Versuche unauffällig an ihnen dranzubleiben«, bestimmte Justus.

»Okay, mach ich«, bestätigte Peter. »Ich melde mich dann. Zweiter Ende.« Justus beendete das Gespräch und steckte das Handy wieder ein. Da hörten sie plötzlich ein Geräusch.

»Was war das?«, fragte Justus, jetzt wieder flüsternd.

»Keine Ahnung«, erwiderte Bob. »Ich glaube, es kommt aus dem Wandschrank da drüben.« Sie gingen rasch zu dem Schrank und horchten an der Tür. Da klopfte es wieder gegen die Tür und Justus öffnete sie mit einem Ruck.

Das reuige Geständnis

»Herr Professor!«, rief Bob. Der Institutsleiter saß gefesselt und geknebelt, eingeklemmt in den nur etwa einen Meter breiten Wandschrank und konnte sich kaum rühren. Justus zückte sein Taschenmesser, um die Fesseln durchzuschneiden, und Bob zog dem Professor vorsichtig das Stück Klebeband vom Mund.

»Gut, dass ihr da seid, Jungs«, atmete der Professor auf. »Ein gewisser Todd Bedford war hier und hat mir gedroht. Ich muss vorausschicken, dass ich mit ihm zusammen bereits vier gefälschte Gemälde verkauft habe. Aber nun wollte ich aus der ganzen Sache aussteigen. Emilia hat mich überzeugt.«

»Emilia?«, stutzte Justus.

»Ja. Sie kam zu mir und sagte mir auf den Kopf zu, dass sie Beweise dafür gesammelt habe, dass ich die von Andy gefälschten Bilder unter der Hand verkauft habe. Sie drohte mit der Polizei, wenn ich nicht freiwillig aussteige, und hatte vorsichtshalber Captain Trust mitgebracht.«

»Und konnten Emilia und der Captain Sie überzeugen?«, fragte Justus.

»Mir wurde klar, dass ich einen großen Fehler gemacht hatte, mit dem ich meine gesamte Karriere aufs Spiel gesetzt habe«, fuhr der Professor fort. »Ich sagte zu aussteigen. Als Emilia und Captain Trust wieder gegangen waren, rief mich Dan

Rothenberg, ein befreundeter Kunstkritiker, an und erzählte, dass drei Jungs bei der Käuferin des Bildes rumgeschnüffelt hätten. Er fragte, ob ich etwas darüber wisse. Ich habe dann nur geantwortet, dass ich aus der ganzen Sache aussteigen will und es künftig keine gefälschte Gemälde mehr von mir gebe. Später kam er dann mit diesem zwielfichtigen Todd Bedford. Der hat verlangt, dass ich weitermache. Er zeigte mir ein Bild von Jeremy, der gefesselt in irgendeinem Kellerloch sitzt, und drohte ihm etwas anzutun, wenn ich nicht weiter mitspiele. Er sagte, er habe schon wieder zwei Interessanten für weitere Bilder an der Hand. Doch ich wollte nicht nachgeben, da haben sie mich gefesselt in den Schrank gesperrt, damit ich nicht doch noch die Polizei informiere.«

»Und das Bild haben sie mitgenommen«, ergänzte Justus. Was sonst sollte in dem Paket sein, das Peter gesehen hatte?

»Ja, sie wollen die Übergabe ohne mich über die Bühne bringen«, bestätigte Professor Parker.

»Wissen Sie, wo?«, fragte Justus.

»Mit der Käuferin hatte ich einen Treffpunkt vereinbart am Stausee im Santa-Ynez-Canyon, das ist zwischen Santa Monica und Rocky Beach«, erklärte der Professor.

»Den kenne ich. Ich gehe davon aus, dass die Gangster den Übergabeort beibehalten, um Madame Delacroix zu überzeugen, dass sie in Ihrem Auftrag handeln«, vermutete Justus.

»Woher wusstet ihr, wer die Käuferin ist? Ihr wart doch bei ihr im Hotel, hat Dan Rothenberg gesagt«, wunderte sich Professor Parker.

»Wir sind Detektive«, sagte Justus trocken. »Das haben unsere Ermittlungen zu den gefälschten Gemälden ergeben.«

»Detektive, ja das hat Dan Rothenberg auch gesagt«, erzählte der Professor. »Und wer ist bitte euer Auftraggeber?«

»Das unterliegt leider unserer Schweigepflicht«, erwiderte Justus. »Aber sie können davon ausgehen, dass Ihre Aktivitäten am illegalen Kunstmarkt nicht unbemerkt geblieben sind. Von daher ist es in der Tat ratsam, fortan die Finger davon zu lassen.«

»Und eure Reportage über Emilia war nur ein Vorwand?«, stutzte der Professor.

»Ganz recht«, entgegnete Justus. »Wir haben Emilia allerdings von Anfang an eingeweiht und sie hat uns tatkräftig unterstützt. Sie hatte uns aber gebeten, möglichst im Stillen zu ermitteln, um den Ruf des Instituts nicht zu gefährden.«

»Das ist euch ja bislang gelungen«, bemerkte der Professor anerkennend.

»Unser Auftraggeber hat kein Interesse daran, das Institut zu schädigen«, räumte Justus ein. »Er will nur die Fälschungen unterbinden. Doch ganz ohne Polizei werden wir, fürchte ich, nicht auskommen. Wenn Todd, Ivo und der saubere Dr Rothenberg ungeschoren davon kämen, würden die Sie weiterhin bedrängen, den Kunstmarkt mit Fälschungen zu versorgen.«

»Stimmt«, nickte der Professor. »Die würden keine Ruhe geben.«

»Um Ihre Strafe so gering wie möglich zu halten, Herr Professor, ist es wichtig, dass Sie sich stellen und uneingeschränkt

mit der Polizei kooperieren«, riet Justus. »Dann kann vielleicht auch verhindert werden, dass das Institut in die Schlagzeilen gerät. Glücklicherweise gehört der Santa-Ynez-Canyon noch zu Rocky Beach. Wir pflegen sehr gute Kontakte zur dortigen Polizei. Das kann uns sehr nützlich sein.«

»Aber wir können die Polizei nicht einschalten«, wandte Professor Parker ein. »Sie haben doch Jeremy! Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ihm etwas zustößt, nur weil ich es nicht lassen konnte...« Justus hob die Hand und der Professor hielt inne. »Was ist? Hab ich etwas Falsches gesagt? Wir dürfen Jeremy doch nicht gefährden.« Justus zog sein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer.

»Einen Moment«, sagte er, während die Verbindung sich aufbaute. »Ja, hallo, hier Justus Jonas. Warte, ich stelle mal auf laut... So, jetzt können dich alle hören, Jeremy. Wo bist du jetzt?«

»Ich bin bei einem Kumpel in West-Hollywood«, hörten sie Jeremy über den Lautsprecher. »Wie du es mir geraten hast. Kann ich denn inzwischen wieder zurück ins Institut? Sind die Gangster weg?«

»Die Luft ist rein, wie man so schön sagt«, erwiderte Justus. »Du kannst jetzt zurückkommen.«

»Jeremy, mein Gott!«, rief der Professor aufgeregt. »Bist du in Ordnung?«

»Aber klar doch«, sagte Jeremy.

»Es tut mir so leid, dass ich dich mit hinein gezogen habe, in diese... diese Farce«, rang der Professor mit den Tränen.

»Ist schon gut«, entgegnete Jeremy. »Ich habe auch Mist gebaut, aber das erzähle ich dir später. Ich komme jetzt ins Institut. Dir Justus und deinen Freunden muss ich nochmals danken. Ihr seid sehr mutig.«

»Keine Ursache«, erwiderte Justus leicht verlegen. »Wir folgen nur unserem Auftrag.« Sie verabschiedeten sich und beendeten das Gespräch.

»Also gut, dann werde ich mich stellen«, sagte der Professor und blickte betreten zu Boden.

»Sie werden nicht umhin kommen, die Käufer der weiteren Fälschungen preiszugeben«, sagte Justus. »Inwieweit diese ihre gezahlten Summen zurückfordern können, kann ich nicht beurteilen. Vermutlich haben sie alle mit Schwarzgeld bezahlt am Finanzamt vorbei. Solche Gemälde sind eben auch immer eine interessante Möglichkeit zur Geldwäsche. Doch die Polizei wird schon fragen, wo das ganze Geld abgeblieben ist.«

»Das Geld habe ich fast alles noch«, sagte der Professor mit hoffnungsvoller Miene. »Es liegt im Tresor. Bis auf ein wenig, was ich Jeremy gegeben habe. Ich werde es natürlich alles zurückzahlen.«

»Am besten, Sie nehmen es gleich mit, wenn wir sie gleich zu Inspektor Cotta bringen werden von der Polizeidirektion in Rocky Beach«, sagte Justus. »Den kennen wir gut. Sie werden die Fälschungen gestehen, das Geld übergeben und vor allem dem Inspektor alle Details zur geplanten Übergabe schildern.«

»Aber sollten wir nicht versuchen, die Übergabe noch zu verhindern?«, fragte der Professor unsicher.

»Darum werden wir uns kümmern«, meinte Justus bestimmt. »Wir werden am Übergabeort Stellung beziehen und versuchen die Übergabe platzen zu lassen.«

»Und wie, Just?«, fragte nun Bob.

»Das sollten wir uns nun gut überlegen«, erwiderte Justus. »Der Polizei müssten wir im richtigen Augenblick den Zugriff ermöglichen. Wenn wir nur Todd und Ivo irgendwie außer Gefecht setzen könnten.«

»Vielleicht kann uns ja Andy dabei helfen!«, fiel Bob ein. »Er könnte sie zum Beispiel mit dem Pfefferspray oder etwas Ähnlichem angreifen, ohne selbst dabei Schaden zu nehmen.«

»Das ist absolut ausgeschlossen!«, rief der Professor und auch Emilia schüttelte energisch den Kopf. »Erstens darf Andy das Institut nicht verlassen...«

»Aber selbst wenn er das dürfte«, fuhr Emilia fort. »Was du da vorschlägst ist ein gewaltsamer Angriff eines Androiden gegen Menschen! Das wäre ein unverzeihlicher Tabubruch und ist absolut indiskutabel.«

»Es ist ein eherner Grundsatz unserer gesamten Forschung, dass die KI niemals gegen Menschen als Waffe eingesetzt werden darf«, betonte nun auch Professor Parker. »Es ist schon schlimm genug, dass ich ihn für eine Straftat missbraucht habe. Aber wenn Andy sich nun auch noch im Nahkampf beweisen soll, könnte das irreversible Schäden verursachen. Jahrelange Entwicklungsarbeit wäre vernichtet. Nein, darum muss sich dann schon die Polizei kümmern.«

»Schade«, meinte Bob leicht enttäuscht. »Aber Sie haben natürlich recht. So weit hatte ich nicht gedacht. Wenn Andy so etwas wie ein Gewissen besitzt, würde eine solche Tat ihn extrem belasten. Wie einen Menschen eben auch.«

»Und bei Andy können wir noch überhaupt nicht abschätzen, wie sein neuronales Netz das verarbeiten wird«, befürchtete Emilia.

»Gut, dann setzen wir also auf die Profis aus Fleisch und Blut«, stellte Justus klar. »Dann schlage ich vor, wir begleiten Sie jetzt nach Rocky Beach zur Polizeidirektion, Sir«, sagte Justus. »Dort treffen wir uns mit Peter und fahren zu dritt zum Santa-Ynez-Canyon. Wartet, ich sage ihm Bescheid.« Justus nahm sein Handy zur Hand und tippte auf Peters Nummer.

»Ja Zweiter?«, begann Justus. »Du kannst die Observierung abbrechen, wir kennen jetzt den genauen Übergabeort. Der Stausee im Santa-Ynez-Canyon. Wo bist du jetzt?« Der Erste Detektiv lauschte. »Das trifft sich gut, wir treffen uns dann bei Inspektor Cotta. Ja, bis gleich.« Er beendete das Gespräch und steckte sein Handy ein. »Also dann los! Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Kann ich auch mitkommen?«, fragte Emilia.

»Du musst sogar, für die Polizei bist du eine wichtige Zeugin«, stellte Justus klar. »Sie werden deine Aussage aufnehmen.«

»Das weiß ich doch«, erwiderte Emilia. »Nein, ich meinte zur Übergabe?«

»Du willst mit zur Übergabe?«, stutzte Bob.

»So leid es mir tut«, meinte Justus kopfschüttelnd. »Wir haben es mit gefährlichen Gangstern zu tun. Wir haben Erfahrung mit derlei üblen Gesellen, für dich ist das aber zu gefährlich.«

»Schade«, meinte Emilia enttäuscht. »Ich finde das alles so spannend.«

Treffpunkt Staumauer

»Ihr wollt also wirklich selbst zur Übergabe?«, meinte Inspektor Cotta zweifelnd. »Ich weiß nicht, ob ich das erlauben kann.« Er sprang auf und ging nervös hinter seinem Schreibtisch hin und her, vor dem Professor Parker, Emilia und die drei Detektive Platz genommen hatten. Der Professor hatte gerade ein umfassendes Geständnis abgelegt und den Inspektor über Ort und Zeitpunkt der Übergabe ins Bild gesetzt. Daraufhin hatte Justus versucht mit ihm den Einsatz der drei Detektive abstimmen.

»Aber Sir, wir können sehr viel unauffälliger agieren«, wandte dieser nun ein. »Ein riesiges Polizeiaufgebot könnte die Beteiligten verschrecken. Sie könnten kalte Füße bekommen und dann hätten wir keinerlei Beweise, dass das Bild als Original von Perreira verkauft werden sollte.«

»Das ist nun auch wieder wahr«, räumte der Inspektor ein. »Wir müssen die Übergabe schon abwarten.«

»Und zudem kennen wir den Übergabeort wie unsere Westentasche«, bekannte Justus.

»Ja, wir waren schon oft Wandern im Santa-Ynez-Canyon«, ergänzte Peter.

»Ja, herrliche Ecke zum Wandern. Also gut, einverstanden«, ließ sich der Inspektor schließlich überzeugen.

»Entschuldigung«, wandte sich Emilia an den Inspektor. »Ich müsste mal zur Toilette. Wo gibt es hier eine?«

»Gleich den Gang runter rechts beim Ausgang«, sagte der Inspektor und Emilia verließ das Büro. »Gut, Jungs. Dann solltet ihr euch auf den Weg machen und euch ein gutes Versteck suchen, wenn um acht schon die Übergabe sein soll. Gebt uns dann durch, wenn alle oben am Stausee sind, dann riegeln wir die Zufahrtsstraße ab. Und da es der einzige Weg ist, mit dem Wagen wieder herauszukommen, sitzen die Gangster gnadenlos in der Falle.«

»Ich werde Ihnen eine Nachricht aufs Handy schreiben«, nickte Justus. »Telefonieren wäre zu auffällig.«

»Alles klar. Und viel Erfolg!«, rief der Inspektor den dreien hinterher, die gerade schon der Reihe nach das Büro verließen.

Als sie den Santa-Ynez-Canyon erreichten, war die Sonne schon hinter der Anhöhe verschwunden und die Dämmerung hielt Einzug. Sie verließen die Hauptstraße und bogen links ein in die Santa Ynez Road, die einzige Zufahrtsstraße zum Stausee.

»Wir müssen das Auto irgendwo versteckt parken«, sagte Justus, als sie bereits in der Nähe des Sees waren. »Dort rechts ist ein kleiner Weg, fahr da rein. Die letzten Meter gehen wir zu Fuß. Das ist unauffälliger. Und nehmt eure Taschenlampen mit!« Peter steuerte den MG in den kleinen Weg, der von der schmalen Straße abzweigte, und stellte den Motor ab. Von der Straße aus war der MG nun nicht mehr zu sehen.

»Gut. Es ist jetzt kurz nach halb acht«, stellte Justus fest, als sie die letzten Meter in Angriff nahmen. »Jetzt brauchen wir nur noch ein gutes Versteck für uns.«

Der See war größtenteils unbeleuchtet, im schummrigen Licht der Abenddämmerung aber noch gut zu sehen. Am Ufer gab es daher keine geeignete Stelle, um sich zu verstecken. An der Staumauer entlang waren drei Laternen, die den Weg darauf hin zu einem kleinen Wartungshäuschen spärlich erhellten.

»Wir verstecken uns hinter dem Wartungshäuschen«, beschloss Justus. »Da können wir hören, was gesprochen wird, sind aber doch in halbwegs sicherer Entfernung. Falls es brenzlich wird, nehmen wir den Weg rechts vom See und verstecken uns weiter oben am Berg, bis die Luft rein ist.«

»Du meinst, es könnte schief gehen?«, fragte Peter ängstlich.

»Ich meine gar nichts, aber es schadet nicht, vorbereitet zu sein«, stellte Justus klar. »Los und jetzt ab ins Versteck! Ich glaube, da kommt schon ein Wagen.«

In der Ferne tauchten zwei Scheinwerfer auf, die, wie sich beim Näherkommen herausstellte, zu Todds Porsche Cayenne gehörten. Der kahlköpfige Ivo saß am Steuer, neben ihm Todd Bedford, auf dem Rücksitz befand sich der Kunstexperte Dr Daniel Rothenberg. Der Wagen hielt an und parkte im Lichtkegel einer der Laternen. Todd stieg aus, ging zum Kofferraum und öffnete ihn. Auch Dr Rothenberg stieg langsam aus und blickte sich um. Es war ihm deutlich anzusehen, wie nervös er war. Der kahlköpfige Ivo blieb am Steuer sitzen.

»Wir bleiben in Deckung, solange es geht«, flüsterte Justus, der um die Ecke gespäht hatte. »Da kommt noch ein Wagen. Jetzt wird's spannend.« Justus tippte rasch eine Nachricht in sein Handy.

Erneut näherte sich von weitem ein Paar Scheinwerfer. Diesmal gehörte es zu einer Stretchlimousine, derselben, die die drei Detektive bereits beim Institut gesehen hatten. Sie hielt neben dem Porsche. Zunächst ging die Scheibe auf der Beifahrerseite nach unten und Bernadette Delacroix warf Dr Rothenberg einen fragenden Blick zu. Dann stieg der Fahrer aus und öffnete ihr die Tür. Graziös entstieg sie der Luxuskarosse und nickte Dr Rothenberg zur Begrüßung zu.

»Dan, willst du mir den Herrn nicht vorstellen?«, sagte Madame Delacroix bestimmt.

»Guten Abend! Aber natürlich, Bernadette«, entgegnete Dr Rothenberg. »Das ist Todd Bedford, er hat in dieser Sache, sagen wir vermittelt. Todd, Madame Bernadette Delacroix.«

»Sehr erfreut, Sie endlich kennenzulernen«, versuchte Todd freundlich zu sein, doch es war leicht zu merken, dass das nicht seine Stärke war. »Ich weiß, Sie hatten eigentlich Professor Parker erwartet. Doch der Professor lässt sich entschuldigen. Er ist verhindert und hat mich geschickt, um das Bild zu übergeben und das Geld entgegenzunehmen.«

»Und wer sitzt da noch im Wagen?«, fragte Madame Delacroix misstrauisch, die es natürlich vorzog, so wenig Zeugen wie möglich zu haben.

»Ach das?«, meinte Todd gleichmütig. »Nur mein Fahrer.«

»Verstehe. Ist das Bild hier?«, wollte Madame Delacroix zur Sache kommen.

»Selbstverständlich«, sagte Todd. »Und das Geld?«

Madame Delacroix winkte ihrem Fahrer, der sogleich mit einem Aktenkoffer hinzutrat. Er öffnete ihn und präsentierte den Anwesenden den Inhalt: 48 Bündel mit jeweils fünfzig Einhundert-Dollar-Scheinen, insgesamt 240.000 Dollar.

Todd grinste und machte eine einladende Geste hin zu seinem Wagen. »Das Bild ist hier im Kofferraum, wenn Sie es sehen möchten?« Sie gingen alle zusammen zum bereits offen stehenden Kofferraum des Porsche Cayenne. Dr. Rothenberg öffnete vorsichtig das Paket und nahm das Bild heraus.

»Kannst du es mal halten, Todd? Dann kann Madame es in Ruhe betrachten«, sagte Dr. Rothenberg und Todd nahm das Bild und hielt es vor seine Brust. »Siehst du? Jetzt kannst du ihn in seiner vollen Pracht bewundern.«

»Den echten Perreira, wie du mir gleich bestätigen wirst, oder nicht?«, sagte Madame Delacroix.

»Aber nichts leichter als das«, sagte der Kunstexperte und zog eine kleine Lampe aus seiner Jackentasche. »Der Schwarzlichttest wird es beweisen, das Bild ist mindestens sechzig Jahre alt. Hier!« Er schaltete die Lampe an und die Schwarzlichtstrahlen erleuchteten das Bild.

»Du willst mich zum Narren halten, oder was soll das jetzt?«, fragte Madame Delacroix mit Blick auf das Bild. Quer über das Bild war im Schwarzlicht das Wort FAKE zu lesen, geschrieben in einer Farbe, die nur im Schwarzlicht sichtbar wird.

»Aber das...«, stotterte Dr Rothenberg. »Das ist unmöglich. Das Bild ist echt! Jemand hat das heimlich drauf gesprüht. Ein schlechter Scherz.«

»Mir scheint eher, der Tipp der drei Jungs war doch nicht so verkehrt«, rief Madame Delacroix nun den Braten. »Oder wer hat das geschrieben, Antonio Perreira persönlich? Raus mit der Sprache! Wer hat das Bild gemalt?« Dr Rothenberg blickte schweigend zu Boden. Auch Todd sagte nichts.

»Jedenfalls nicht Antonio Perreira!«, rief Justus laut und trat aus seinem Versteck hervor. »Und Professor Parker wollte nunmehr vom Verkauf absehen, doch diese beiden Herren haben ihn gezwungen, das Bild herauszugeben.«

»Zum Teufel!«, stieß Todd hervor, als er Justus erblickte und gewahr wurde, dass dieser aus Dr Rothenbergs Keller entkommen sein musste.

»Ist das wahr?«, fragte Madame Delacroix und zog argwöhnisch die Augenbrauen hoch. Niemand antwortete. »Wenn das so ist, werde ich den Erwerb des Bildes noch einmal überdenken.« Sie gab ihrem Fahrer einen Wink. »Meine Herren.«

»So, jetzt reicht's!«, rief Todd, der seinen Versuch freundlich zu sein nun abrupt beendete. »Schluss mit dem Palaver!« Er hatte Dr Rothenberg das Bild zurück gegeben und blitzschnell seinen Revolver aus dem Hosenbund gezogen. »Das Bild ist zwar falsch, aber die Piepen sind echt. Her mit dem Koffer!« Er ging drohend auf den Fahrer zu und nahm ihm den Geldkoffer ab. »Ihr könnt ja gerne noch die halbe Nacht fachsimpeln, wer nun was gemalt haben könnte. Aber ich verziehe mich jetzt

lieber und bring den Zaster in Sicherheit. Und wehe einer folgt uns oder ruft die Bullen! Dann werde ich ungemütlich! Madame.« Er nickte der Dame noch etwas spöttisch zu und ging rückwärts zur Beifahrertür seines Porsches, den Revolver stets auf die Anwesenden gerichtet. Er warf den Geldkoffer auf den Rücksitz und setzte sich selbst auf den Beifahrersitz. Ivo startete den Motor und raste mit quietschenden Reifen los talwärts.

»Aber... mein Geld!«, rief Madame Delacroix aufgebracht.
»Wir müssen sie aufhalten!«

»Keine Sorge, Madame«, meinte Justus gelassen. »Die Polizei von Rocky Beach weiß Bescheid. Sie haben die Zufahrtsstraße inzwischen abgesperrt. Die kommen hier nicht raus.«

»Die Polizei?«, sagte Madame Delacroix überrascht, und Justus merkte sofort, dass ihr der Gedanke höchst unangenehm war. Sie wollte wohl jegliches Aufsehen tunlichst vermeiden.

»Sie wird Ihnen das Geld gleich zurückbringen, da bin ich ganz sicher«, meinte Justus. Inzwischen waren auch Bob und Peter aus dem Versteck gekommen.

Dr Rothenberg stand noch immer wie angewurzelt da und hielt den gefälschten Perreira und seine ebenso gefälschte Expertise in der Hand.

Eine einzigartige Fälschung

»Darf ich jetzt einmal erfahren, was hier gespielt wird?«, sagte Madame Delacroix in ernstem Ton.

»Das dürfen Sie«, sagte Justus und ging auf sie zu. »Das Bild ist sehr wohl eine Fälschung, genauso wie die Expertise dazu, die Dr Rothenberg wider besseren Wissens ausgestellt hat.«

»Aber wenn es denn kein echter Perreira ist, wer hat es dann gemalt?«, wollte Madame Delacroix wissen.

»Sie meinen, wer so gut malen kann, dass es ein Dr Rothenberg wagt, seinen guten Namen zu riskieren, indem er ihn unter eine gefälschte Expertise setzt?«, zögerte Justus die Antwort hinaus. »Kein Mensch, glauben Sie mir. Kein Mensch.«

»Ich verstehe nicht«, runzelte sie die Stirn.

»Wenn Sie sich vergegenwärtigen, woran des Professors Institut so arbeitet, liegt die Antwort doch auf der Hand«, grinste Justus.

»Die künstliche Intelligenz!«, erkannte Madame Delacroix und legte anerkennend den Kopf zur Seite.

»Richtig. Das CRCAI hat den Prototypen eines Androiden mit künstlicher Intelligenz entwickelt. Er heißt Andy«, erzählte Justus weiter.

»Und der hat..., ich meine, ...«, stotterte Madame Delacroix.

»Ganz recht«, nickte Justus. »Andy hat das Bild gemalt.«

»Ich kann gar nicht glauben, dass dieses atemberaubende Bild wirklich eine Maschine gemalt haben soll«, wunderte sich Madame Delacroix. »Wer hat ihm das beigebracht?«

»Professor Parker selbst«, sagte Justus. »Er hat ihn entsprechend gefüttert.«

»Auch das haben wir ermittelt«, fügte Peter stolz hinzu.

»Gefüttert?«, stutzte Madame Delacroix.

»In Andys Speicher findet sich das gesamte Werk von Antonio Perreira, wie auch das weiterer Künstler«, sagte eine Stimme aus dem Hintergrund.

»Emilia?«, staunte Justus, und auch Bob und Peter drehten sich verdutzt um. »Wie kommst du denn hierher?«

»Das tut jetzt nichts zur Sache«, erwiderte Emilia knapp. »Ich kann Ihnen jedenfalls im Namen des gesamten CRCAI versichern, dass es nicht in unserer Absicht lag, dass Sie aufgrund Andys Malerei Opfer eines Betrugs wurden. Zu unserer wissenschaftlichen Arbeit gehörte das jedenfalls nicht.«

»Und wer bist du, wenn ich fragen darf?«, fragte Madame Delacroix und blickte abschätzig auf das kleine Mädchen.

»Ich bin Emilia Sanchez«, erwiderte diese selbstbewusst. »Ich arbeite am CRCAI und war maßgeblich an der Konzeption und Entwicklung Andys beteiligt.« Madame Delacroix nickte bedächtig und wandte sich dann wieder dem Bild zu.

»Nun gut, das Bild ist nicht von Antonio Perreira, wie schade«, konstatierte sie. »Dafür ist es eine einzigartig geniale Fälschung, gefertigt von einer künstlichen Intelligenz?«

»So könnte man es ausdrücken«, erwiderte Justus.

»Und wer, würdest du sagen, ist dann jetzt Eigentümer des Bildes?«, fragte sie provokant.

»Nachdem Ihr mündlicher Kaufvertrag über den Kauf eines bislang unbekanntem echten Perreira lautete, ist dieser Vertrag wohl nie zustande gekommen, da es den Kaufgegenstand schlichtweg nie gegeben hat«, kombinierte Justus. »Damit ist die Erfüllung unmöglich und der Vertrag null und nichtig. Das heißt, das Bild gehört nach wie vor dem bisherigen Eigentümer. Und da das Bild eindeutig mit Ressourcen des Instituts gemalt wurde, ist wohl das Institut Eigentümer des Bildes. Andy selbst kann es nicht sein, da er selbst als Sache gilt, die wiederum im Eigentum des CRCAI steht.«

»Aber mit wem müsste ich denn dann über einen neuen Kaufvertrag verhandeln?«, bohrte Madame Delacroix nach. »Ich nehme an, der gute Professor hat wohl unter diesen Umständen keine Vertretungsmacht mehr für das Institut.«

»Da müssten Sie wohl mit seinem Stellvertreter verhandeln«, meinte Emilia. »Dr Hamilton. Bis zu einer gewissen Wertgrenze kann er entscheiden, höhere Beträge muss der Verwaltungsrat absegnen, ein Gremium, in dem Vertreter der Regierung, vor allem aber unserer Geldgeber sitzen.«

Hinter Madame Delacroix' Limousine hielt nun ein ziviler Polizeiwagen und ein zufriedener Inspektor Cotta stieg aus mit einem Aktenkoffer in seiner Rechten.

»Wem darf ich denn das sichergestellte Geld zurückgeben?«, wandte er sich an die Umstehenden.

»Robert!«, rief Madame Delacroix und gab dem Chauffeur ein Zeichen. Dieser ging zum Inspektor, nickte ihm zu und nahm den Geldkoffer an sich. Dann nahm der Inspektor Dr Rothenberg das Bild aus den Händen und wandte sich um zu den drei Detektiven und Emilia.

»Das Bild muss ich leider sicherstellen«, sagte er mit ernster Miene. »Es ist ein wichtiges Beweisstück.«

»Dann werden wir gar nichts haben von dem Bild?«, fragte Emilia enttäuscht.

»Das würde ich nicht sagen«, versuchte Justus sie aufzumuntern. »Nach Abschluss der Untersuchungen wird das Institut das Bild auf jeden Fall zurück erhalten.«

»Dann würde ich es gerne erwerben«, sagte Madame Delacroix. »Das könnt ihr den Verantwortlichen im Institut ruhig weitergeben. Oder ich spreche selbst mit diesem Dr Hamilton.«

»Dr Hamilton versteht nicht viel von Kunst, ich ehrlich gesagt auch nicht«, räumte Emilia ein. »Wir müssten da schon einen Experten hinzuziehen. Dr Rothenberg kennt sicher eine nette Kollegin. Aber nur vorab, wieviel würden Sie denn für das Bild bieten?«

»Das müssen die Verhandlungen zeigen«, gab sich Madame Delacroix zunächst bedeckt, um dann doch etwas konkreter zu werden. »Ich dachte aber schon an eine sechsstellige Summe, doch nun entschuldigt mich bitte, ich habe morgen eine Gala zu eröffnen, da brauche ich meinen Schönheitsschlaf.«

Der Chauffeur hielt die Tür der Limousine auf für seine Chefin. Diese stieg ein und er schloss die Tür. Die Scheibe

wurde nochmals herunter gelassen und Madame Delacroix nickte erst Justus, dann Emilia zu. Dann fuhr die Limousine die unbeleuchtete Straße hinab.

»Aber...«, brach Emilia schließlich das Schweigen. »Versteht ihr das? Warum will sie so viel Geld für eine Fälschung zahlen?«

»Weil es eben nicht irgendeine Fälschung eines zweitklassigen Malers ist«, versuchte Justus zu erklären. »Sondern eines von wenigen Werken, die eine künstliche Intelligenz geschaffen hat, inspiriert durch zahllose Meisterwerke. Eigentlich ganz klar. Auf dem freien Kunstmarkt dürfte ein solches Bild vielleicht sogar genauso hohe Preise erzielen wie die Originale anderer zeitgenössischer Künstler.«

»Wenn das so einträglich ist, sollten wir Andy vielleicht noch mehr malen lassen?«, fand Emilia. »Ganz offiziell.«

»Ja, man könnte auch zeigen, wie der Android malt«, meinte Peter. »Dafür würde eine Menge Leute viel Eintritt bezahlen.«

»Und Andy vorführen wie eine Jahrmarktsattraktion?«, wandte Emilia erbot ein. »Wir sind Wissenschaftler und keine Zirkusclowns!«

»Ich würde ohnehin nicht dazu raten, Andy noch weitere Bilder malen zu lassen«, meinte Justus. »Es sind bereits mehrere dieser *einzigartigen* Bilder in Umlauf. Jedes weitere Bild würde den Wert der bisherigen Bilder erheblich schmälern. Das sind leider die Gesetze des Marktes. Die machen auch vor der Kunst nicht halt.«

»Außerdem haben wir etwas ganz Wichtiges vergessen«, fiel Emilia ein.

»Und was?«, stutzte Peter und auch Bob und Justus blickten sie fragend an.

»Wir haben vergessen Andy zu fragen, ob er überhaupt noch malen will«, sagte sie mit einem Lächeln. »Seit heute morgen besitzt Andy nämlich ein, nennen wir es *Spaß-Modul*.«

»Du meinst, er ist imstande zu entscheiden, ob ihm eine Tätigkeit Spaß macht oder nicht?«, staunte Justus.

»So könnte man es sagen, es ist Teil seiner künstlichen Gefühlswelt. Emotionale Intelligenz, wenn man es so nennen will«, erklärte Emilia stolz. »Er soll ja einmal alle menschlichen Regungen nachempfinden können. Und Spaß oder eben Langeweile sind dabei ganz wesentliche Ausprägungen im menschlichen Alltag. Lustempfinden ist beim Menschen nachweislich förderlich für alle anderen Funktionen. Das will ich auch auf die künstlichen Emotionen von Andy übertragen. Denn wenn ihm eine Arbeit Spaß macht, ist sie letztlich eher von Erfolg gekrönt.«

»Eine überaus weise Schlussfolgerung«, sagte Justus anerkennend. »Das Philosophiestudium scheint eine gute Wahl gewesen zu sein. Lernt man da auch, wie man sich unbemerkt in anderer Leute Kofferraum versteckt?«

»Okay, erwischt«, lächelte Emilia verschmitzt. »Ich musste gar nicht zur Toilette vorhin auf dem Polizeirevier. Ich wollte doch unbedingt dabei sein, wenn ihr die Krake zur Strecke bringt. Und Peters Kofferraum war offen. Allerdings sehr eng.«

»Sperr den Kofferraum künftig besser ab«, empfahl Bob und Peter verdrehte die Augen, sagte aber nichts.

»Konntest du eigentlich wirklich Beweise finden, dass Professor Parker die Fälschungen in Auftrag gegeben hatte?«, interessierte nun Justus. »Oder war das nur ein genialer Bluff?«

»Es war die einzige Möglichkeit, den Professor zum Aussteigen zu bewegen«, gestand Emilia. »Ich hatte Andys Erinnerungsspeicher überprüft und bin auf die Anomalien gestoßen, die schon Andy selbst entdeckt hatte, sich aber nicht erklären konnte. Jemand hatte an verschiedenen Stellen Andys Erinnerungen gelöscht und durch andere ersetzt. Dabei wurde aber eine sich ständig wiederholende Sequenz verwendet. Das ist Andy letztlich aufgefallen wie eine Art *Deja Vu*.«

»Das beweist aber nicht, dass es der Professor war, der Andy manipuliert hat«, stellte Bob klar.

»Nein, das tut es nicht. Letztlich stichhaltige Beweise, die eindeutig Professor Parker belasten, konnte ich leider nicht finden«, räumte Emilia ein. »Aber der Bluff hat ja funktioniert.«

»Das hat er«, bestätigte Justus. »Vorhin im Institut wirkte der Professor sehr geläutert, nachdem wir ihn befreit hatten.«

»Ja, er hat es wirklich ernst gemeint«, erzählte Emilia. »Er hat sogar etwas auf das Bild gesprüht, so dass man es unter Schwarzlicht in jedem Fall als Fälschung identifizieren würde.«

»Ich glaube, er hat vom illegalen Kunstmarkt wirklich genug«, nickte Justus. »Die Krake hat ihm ganz schön zugesetzt. Und wenn die Polizei nun endlich etwas in der Hand hat gegen Todd Bedford, hat der Professor von dieser Seite vorerst nichts mehr zu befürchten. Ich hoffe für ihn, dass er seinen Posten behalten kann. Das Institut untersteht ja direkt der Regierung.

Die wird entscheiden, ob er trotz dieser Verfehlung noch tragbar ist. Dass er mit der Polizei kooperiert, erhöht sicherlich seine Chancen.«

»Sie werden ohnehin keinen besseren finden«, meinte Emilia trotzig. »Von den Kollegen am Institut kommt meiner Meinung nach niemand ernsthaft als Nachfolger in Frage. Und Spezialisten für künstliche Intelligenz gibt es nicht wie Sand am Meer.«

»Sagen wir, noch nicht«, entgegnete Justus. »Künftig wird es derer viele geben müssen. Aber der Nachwuchs ist ja gesichert.«

»Das will ich meinen«, lächelte Emilia. »Aber Leiterin des Instituts kann ich frühestens mit 18 werden.«

»Aber das wirst du bestimmt«, war sich Peter sicher.

»Doch jetzt bring ich dich erstmal zum Polizeirevier, wo Professor Parker wohl noch immer wartet, dass du von der Toilette zurück kommst«, schmunzelte Inspektor Cotta. Dann wandte er sich an den immer noch versteinerten Dr Rothenberg. »Sie muss ich bitten, uns ebenfalls zur Dienststelle zu begleiten. Vorerst als Zeuge. Es wird sich noch herausstellen müssen, inwieweit Sie mit Bedford gemeinsame Sache gemacht haben.« Dr Rothenberg nickte und ging schweigend zum Wagen des Inspektors. »Und ihr könnt erst einmal zurück zum Schrottplatz fahren, ihr Meisterdetektive! Kommt aber bitte morgen früh in mein Büro wegen eurer Aussage. Gute Arbeit!«

»Geht in Ordnung, vielen Dank, Inspektor!«, sagte Peter und stieg in den MG. Auch Justus und Bob verabschiedeten sich und stiegen in den Wagen. Zufrieden fuhren sie zurück zum Schrottplatz. Der Fall war gelöst.

Epilog

»Hallo Just«, sagte Bob, der soeben mit Peter zusammen die Zentrale durch das Kalte Tor betreten hatte. »Was gibt es denn so Dringendes, das du uns sofort mitteilen musst?«

»Hallo Erster«, grüßte auch Peter. »Gibt es etwa einen neuen Fall für die drei ??? ?«

»Nein, das nicht«, räumte Justus ein. »Aber dafür haben wir Post erhalten zu unserem gerade abgeschlossenen Fall. Die wollte ich euch nicht vorenthalten.«

»Du meinst den Fall ›*Künstliche Intelligenz fälscht Kunst*?«, stutzte Peter. »Aber das ist doch schon fast drei Wochen her.«

»Tja, bis die Vögelchen über sämtliche Mauern geflogen sind, dauert es eben ein wenig«, erwiderte Justus in gespielter französischer Akzent.

»Ach nein, sag bloß!«, rief Bob, der ahnte, wer der Absender war, und auch Peter ging ein Licht auf.

»Post aus San Quentin? Von Monsieur Hugénay?«, rief er aufgeregt. »Was schreibt er denn? Ich hoffe, er ist zufrieden mit unserer Arbeit.«

»Sieht so aus. Wenn ihr nichts dagegen habt, lese ich einfach vor«, meinte Justus und faltete einen Briefbogen auseinander. »»*Meine hochverehrten Herren Detektive, ich möchte zunächst*

meine Gratulation und meine Hochachtung aussprechen ob des bravourös gelösten Falles. Ihr habt einmal mehr bewiesen, dass ihr Meister eures Faches seid. Ich und meine Kollegen sind heilfroh, dass ihr die Bande um die Krake Todd Bedford zur Strecke gebracht habt, der übrigens auch hier in San Quentin weilt.

Doch leider muss ich zugeben, dass euer Erfolg nur ein Tropfen auf den heißen Stein war. Der Kunstmarkt wird geradezu überschwemmt mit Fälschungen, die mit Hilfe künstlicher Intelligenz erstellt wurden. Nicht nur hier in den USA, auch in Europa und vor allem in Asien. Ich fürchte, das ist eine Lawine, die nicht aufzuhalten ist. Für mich ein Grund mehr, meine Rolle in diesem Spiel gründlich zu überdenken. Ein Kunstliebhaber sollte meiner Ansicht nach ein Recht darauf haben, dass die Kunst, die er stiehlt, auch echt ist. Wenn jeder dahergelaufene Taugenichts ein Bild fälschen kann, hat das alles keinen Sinn mehr.

Ich bin untröstlich, doch das ist nicht mehr meine Welt.

Doch für euch stehen die Karten gut. Ihr seid jung und Detektivarbeit wird auch in absehbarer Zeit wohl nicht durch künstliche Intelligenz geleistet werden können. Vielleicht könnt ihr ja sogar die neue Technik für eure Arbeit nutzen?

Ich wünsche euch weiterhin viel Erfolg und würde mich freuen, wenn ihr ab und zu an einen alten Freund denkt.

In vorzüglicher Hochachtung, Victor Hugenyay.◀ Was sagt man dazu?◀

»Es gibt also noch viel mehr Andys, die gut malen«, fasste Peter zusammen. »In der ganzen Welt.«

»Das wird den Kunstmarkt auf ewig verändern«, meinte Bob. »Ich kann schon verstehen, wenn Monsieur Hugenay keine Lust mehr hat.«

»Na, das kann uns ja wohl nur recht sein«, bemerkte Peter. »Ein Schurke weniger auf der Bildfläche.«

»Nur gut, dass das Institut die Bilder alle schon verkauft hat«, fand Justus. »Die Preise werden sicherlich bald im Sturzflug nach unten gehen, je mehr gefälschte Bilder auftauchen.«

In der Tat hatte Madame Delacroix gleich am nächsten Tag angekündigt, alle Bilder Andys ganz offiziell erwerben zu wollen, sobald das Institut diese von der Polizei zurückerhalten würde. Sie plante eine große Versteigerung für wohltätige Zwecke. Und der Verwaltungsrat hatte ebenfalls sein Einverständnis erklärt in einer Dringlichkeitssitzung, in der auch entschieden worden war, dass Professor Parker zunächst nur beurlaubt werden sollte, bis seine Rolle in der Angelegenheit abschließend geklärt wäre. Jeremy war dagegen fristlos entlassen worden, nachdem er sowohl den Missbrauch Andys zum illegalen Pokern als auch die Sabotage der Forschungsarbeiten gestanden hatte.

»Und was meint ihr zu Hugenays Vorschlag?«, wollte Justus nun wissen. »Ob wir auch mehr auf künstliche Intelligenz setzen sollten?«

»Also solange genug menschliche Intelligenz vorhanden ist, habe ich keinen Bedarf«, flachste Peter. Bob musste laut loslachen.

»Stimme zu, Zweiter«, lachte auch Justus. »Stimme zu!«

Die drei

???

und die künstliche Intelligenz

„Ich gehe davon aus, dass es sich bei den fraglichen Fälschern nicht um menschliche Wesen handelt.“ Mit diesen mysteriösen Worten wendet sich ein alter Bekannter an die drei ??? und bittet sie um Hilfe in einem Fall dreister Kunstfälschungen. Können Justus, Bob und Peter Licht in die dunklen Machenschaften der Fälscher bringen?

Mit einem findigen Trick verschaffen sich die drei ??? Zugang zu einem hochgesicherten Forschungszentrum für künstliche Intelligenz. Dort vermuten sie den Ursprung mehrerer gefälschter Gemälde. Eine große Hilfe bei den Ermittlungen ist ihnen das „Wunderkind“ Emilia. Zusammen mit ihr wollen sie herausfinden, wer die künstliche Intelligenz zu Straftaten missbraucht. . .

Liebe ???-Fans,

wenn Euch die Geschichte gefallen hat oder auch nicht, schreibt mir gerne warum und gebt mir Euer Feedback an kilian.scharow@mail.de oder in den Foren der Fanseiten, damit die kommenden Geschichten (noch) besser werden. . .

Liebe Grüße, Kilian Scharow